Geschichte

des

Klettgaues

im Umriß

bis zum Abschluß der Reformation.

<36617673870018

Geschichte

des

Klettgaues

im Umriß

bis zum Abschluß der Reformation.

Nach den Quellen dargestellt

von

Dr. Martin Wanner.

Motto: Ein Jeder arbeite für das Land, welches ihm das Schicksal zur Heimath angewiesen, unter welchem er seine Jugend verlebt, seine Bildung gewonnen. Er suche die Herzen seiner Landsleute zu bewegen, ihnen Lust und Freude zu gewähren, sie zu stärken und zu veredeln; er helfe ihnen weinen in trüben, und sich freuen in zufriedenen, glücklichen Tagen. Heinse.

Hamburg,
Verlag von Otto Meißner.
1857.

Den Herren

Archivrath Dr. Joseph Bader

in Karlsruhe,

Regierungspräsident Ammann J. U. C.

von Schaffhausen,

Regierungsrath B. Gysel J. U. C.

in Neukirch,

Professor Dr. H. Meier

zu Zürich

und

Professor Dr. W. Vischer

zu Basel

in hoher Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Der Zweck des Verfassers dieser Arbeit war, die bezeichnenden, wesentlich charakteristischen Umrisse der Geschichte des Klettgaues nach den vorhandenen Quellen, soweit diese ihm erschlossen waren, in möglichster Klarheit und Gedrängtheit darzustellen. Die Erwägung, daß wir eine eigentliche Geschichte über diesen Theil unseres Staates nicht besitzen, auf der einen: der unläugbare Einfluß dieses Bestandtheils auf die Entwicklung des Cantons in neuester Zeit auf der anderen Seite, wird es rechtfertigen, daß der Verfasser es versucht hat, die Geschichte seiner Heimath, der er seit einer Reihe von Jahren ferne steht, dem denkenden Leser in einem Gesammtbilde vorzuführen.

Die Absicht des Verfassers ist nun freilich nicht ganz in dem projektirten Maße erreicht worden. Er muß es hinnehmen, wenn die Kritik dem Buche vielleicht nur den Titel von „Studien über den Klettgau" einräumt. Er wird glücklich sein, wenn es ihm aber dennoch gelungen sein sollte, seiner Heimath, der er seine volle Liebe und seine ganze Geisteskraft schenken will, mit diesem größeren, vielleicht auch reiferen Resultat seiner Studien einen kleinen Dienst geleistet zu haben, und wenn das Buch der Namen, die es an der Stirn trägt, nicht unwürdig erscheint.

Der Inhalt der Arbeit ist auf Quellen gestützt. Kenner werden leicht bemerken, wie Vieles ich Dr. Bader, Dr. Mone, Geheimrath Fr. Hurter, der Schaffhauser Chronik u. A. verdanke, wie sehr ich aber zugleich auf durchgängiges eigenes Urkundenstudium verwiesen war.

In Betreff der Darstellung gestehe ich offen, daß dieselbe oftmals ungleich geworden und nicht diejenige Gewandtheit und Frische erhielt, welche ich ihr so gern gegeben hätte. Diese Unvollkommenheit rührt hauptsächlich daher, daß ich mich bei Abfassung der Schrift nicht zu den Glücklichen zählen durfte, die ihre Zeit ausschließlich wissenschaftlichen Beschäftigungen widmen können; vielmehr mich genöthigt sah, unter vielfachen Unterbrechungen und zersplitternden,

den Geist oft mehr lähmenden als erhebenden Berufsarbeiten diese Blätter zu schreiben. Aber auch abgesehen davon, ward der freie und lebhafte Fortgang der Rede nicht selten durch die Schwierigkeiten der Untersuchung, die sich so zu sagen ihren Boden erst ebnen mußte, um mit Sicherheit fortschreiten zu können, gehemmt. Aus diesem Grunde hat es der Verfasser auch für eine unerläßliche Pflicht gehalten, die in den verschiedenartigsten Leistungen zerstreut liegenden Notizen des In- und Auslandes zu diesem Buch dem Text zwar hie und da beizufügen, ohne aber je danach gestrebt zu haben, blos um der Arbeit einen gewissen Reiz der Neuheit zu verleihen, diese mit starken Citaten zu beladen.

Der geneigte Leser wird sodann leicht einsehen, daß ich zwischen kritischer Untersuchung und geschichtlicher Erzählung die Mittelstraße einhielt. Vollkommenheit der Rede, vor Allem Kürze und Anmuth des Vortrags sind eben weder Jedermanns Eigenthum, noch gerade, wie das Beispiel der Alten mir zeigt, zu denen ich bereits seit sechszehn Jahren fast ununterbrochen in die Schule ging, durchaus wesentliche Erfordernisse bei Leistungen vorliegender Art. Mehr fürchte ich den Vorwurf, daß derjenige Theil des Werkchens, welcher die Zeit von Gratian bis auf Karl den Großen behandelt, die demselben vorgesteckte Grenze überschreite, und in der That habe ich selbst nach vollendeter Ausarbeitung des Ganzen oft gewünscht, diese Periode weniger ausführlich behandelt zu haben. Allein auch abgesehen davon, daß die Nachrichten über diesen Zeitabschnitt so dürftig sind, daß diesem Mangel nur durch Combination der äußeren Ereignisse mit dem, was wir von den Begebenheiten dieser Zeit im Allgemeinen wissen, abgeholfen werden kann, so leuchtet auf den ersten Blick ein, daß ich diesen weiten Raum, in dem ein neues, wenn auch bei uns noch ziemlich latentes Leben unter den Menschen sich ankündigt, unmöglich unerfüllt lassen durfte. In dieser Hinsicht mache ich denn auf billige und gerechte Nachsicht Anspruch. Und daß diese auch sonst bei dem freundlich gesinnten Publikum nicht fehlen möge, hofft der Verfasser um so mehr, als er zur Herbeischaffung des nöthigen quellenmäßigen Rüstzeuges die größten Geldopfer nicht scheute, die er mit saurem Schweiß sich erwerben mußte.

Zum Schluß bleibt mir noch die Erfüllung der angenehmen Pflicht, Herrn Professor J. J. Mezger von Schaffhausen, der durch seinen kritischen Rath bei Durchsicht des Manuscripts mich auf viele Unebenheiten aufmerksam machte, meinen lebhaftesten Dank auszusprechen.

Ahrensburg, den 10. September 1857.

Dr. Mrt. Wanner.

Einleitung.

Oberhalb der Wutach, die nach einem sechsundzwanzigstündigen überaus wilden Laufe in den Rhein eilt, setzt der Jura seine Felsen quer durch das Strombett des Rheins und wird auf eine kleine Strecke, die man gewöhnlich den badischen Klettgau nennt, deutscher Boden, ohne indeß dem Plateau des Aargaues äußerlich noch zu gleichen. Hierauf fällt er, indem er auf beiden Ufern des Rheins fast gleichmäßig zurückweicht, unweit Eglisau wieder der Schweiz zu. Zwischen diesem Ort und Schaffhausen breitet sich das Rafzerfeld, eine weite Ebene, aus, deren Geröllboden unmittelbar dessen Abfall begleitet. Der gleichnamige Höhenzug, vom linken Rheinufer herübersetzend, sendet hinwieder nach Nordosten mehrere Arme von Schaffhausen aus, unter welchen der Randen als der stärkste zu betrachten ist. In Folge dessen wird das Gebiet des Cantons in zwei natürliche Hälften getrennt: in eine östliche und eine westliche. Erstere wird Hegau oder Reiat genannt, während die andere den Namen Klettgau führt. Durch das breite Thal dieses Letzteren wird sodann der im Grunde schon bei Coblenz über den Rhein nach Norden heraufstrebende Jura wiederum in zwei Theile geschieden, wonach sich abermals eine Trennung zwischen einem nördlichen und einem südlichen Theil ergiebt.

Der kleine südliche Theil von etwa zwei Stunden Länge heißt bis zum ersten Dörfchen (Guntmadingen) — gegenwärtige Erörterung nimmt fast ausschließlich nur Bezug auf das schaffhausische Plateau — Lauferberg, bis zur Erlatinger Mühle, Hemming, und von da zum Roßberg bei Osterfingen, Kniebreche. Auf ihm standen einst die beiden Burgen Roßberg und Radegg, von welchen freilich jetzt kaum noch eine Spur vorhanden ist.

Am Fuße dieses Kalkgebirges entspringt die mineralische Quelle von Haslach bei Wilchingen, das auf einem niedrigen Ausläufer steht, und die-

jenige bei dem Dorfe Osterfingen im Wangenthal, dessen Bach über Grießheim, Grießen, zur Wutach fließt.

Hart an eben diesen genannten Höhenzug lagert sich von einer Seite denn der Klettgau. Von dem schön angebauten, gegen Abend stets weiter sich öffnenden Ländchen ist aber nur der obere, kaum drei Stunden lange Theil schaffhausisches Gebiet. Seine Ortschaften besetzen fast alle den nördlichen sonnigen Rand, da wo die Bäche aus ihren Schluchten hervorkommen; einige derselben, wie die von Beringen und Löhningen, verlieren sich im Geröllboden. Eine Höhle außerhalb Beringen heißt Teufelsküche. Neukirch nimmt fast die Mitte des Thales ein; auf einem der vereinzelten Hügel, die hier über die flache Sohle sich heben, steht die Sommerkirche des Ortes; eine solche hat auch auf der nordwestlich liegenden Berghalde Unterhallau. Das Thal erreicht allmählig die Breite von einer schwachen Stunde; die Bäche vereinigen sich oberhalb Trasadingen, drei Stunden von Schaffhausen, und gehen zwei Stunden später, zugleich mit dem aus dem Wangenthal, bei Lauchringen der Wutach zu.

Auf dem Hallauerberge, von Vielen auch der untere Randen genannt, wurde zur Gewinnung von Mörtel eine Pumpe errichtet, welche ziemlich schwefelhaltiges Wasser in die Höhe zog. Ohne Zweifel ist bei näherer Untersuchung dasjenige in Unterhallau von ähnlichem Gehalte. Gegen den Klettgau ist der Berg mit Reben bepflanzt, von welchen der vorzüglichste Wein der Gegend gewonnen wird; auch waren in den letzten Jahren mehrere tausend Maulbeerbäume zum Behuf der Zucht von Seidenraupen dort angebaut worden. Ueberhaupt zeigt das ganze Gelände eine außerordentliche Fruchtbarkeit und wird von den fleißigen Bewohnern, wenn auch nicht auf den höchsten, so doch auf einen ziemlich hohen Ertrag gebracht. Die Aussicht in Schwarzwald und Jura, vor Allem aber in die Alpen, ist prachtvoll und unvergleichlich, insbesondere zur Erntezeit, wenn Hunderte von thätigen Menschen über das Thal zerstreut den reichen Lohn ihrer Mühe einsammeln.

Was den nördlichen, in mehreren Stufen ansteigenden Theil des Plateau betrifft, so ist derselbe von lachenden Thälchen und waldigen Schluchten hie und da unterbrochen; Wälder finden sich nur an den Abhängen; die Bergebenen sind mit Viehweiden und wenig ertragenden Feldern besetzt. Durch die Enge, ein wenig hohes, waldiges Bergjoch westlich von Schaffhausen, ist dieser nördliche mit dem niedrigern südlichen Gebirgszug verbunden. Das nicht ferne Eschenheimerthälchen soll nach einem jetzt gänzlich verschwundenen Weiler benannt sein; es sind daselbst keltische Gräber gefunden worden.

Auf der nahe bei Schaffhausen sich ausdehnenden Ebene, die man gewöhnlich Breite nennt, quillt der Holzbrunnen so stark zu Tage, daß er sogleich die Wiesen bewässert und ein Paar Mühlräder in Bewegung setzen könnte; er verliert sich größtentheils im Kiesboden und sendet den Ueberfluß gegen den Oelberg in das Thälchen Urwerf dem Rheine zu, der nach einem kaiserlichen Lehensbrief vom Jahr vierzehnhundert und neunzig als Grenze zwischen dem Hegau und Klettgau angeführt wird. In derselben Mächtigkeit strömt diese Quelle oft sechs bis acht Wochen lang, verschwindet dann plötzlich, um nach eben so viel Zeit, doch sehr unbestimmt, wieder hervorzukommen. Man vermuthet wohl nicht mit Unrecht, daß das Wasser einem unterirdischen Becken unter Grießbachs Höhe entfließe. Die Quelle im Mühlenthal, welche die Stadt in etwa zweihundert Röhren mit Trinkwasser versieht, verdankt ohne Zweifel demselben Behälter ihren Reichthum.

Die mittleren Thäler des Plateau laufen fächerförmig bei Schaffhausen. zusammen. Es senkt sich hier sanft zum Rhein hinab und gewährt überall großartige Aussichten in die Alpen, denn in dieser Beziehung, sagt der Geograph Siegfried, dem ich folge, hat diese Stadt, wie Neuchatel, eine sehr günstige Lage. Das größte dieser Thäler beginnt bei Bargen und trennt das Plateau in eine westliche Hälfte, die mit weitem Bogen den Klettgau umspannt, und in eine östliche, welche, wie bereits angedeutet, Reiat genannt wird.

In der westlichen Hälfte bringen flache, niedrige Höhen den Hallauerberg mit dem eigentlichen Randen in Verbindung; hier, gegen Westen und die Wutach streckt dieser seine kräftigsten Arme aus; oberhalb Siblingen heißt er der lange Randen, mit welchem parallel derjenige geht, der die Randenburg unweit Schleitheim trägt. Mehr nordwärts breitet sich die kahle Bergebene Hoch-Randen aus, mit der höchsten Stelle des Schaffhauser Jura, drei und eine halbe Stunde von der Stadt; eine etwas höhere noch liegt nahe an der Grenze im badischen Antheil. Verschiedene Punkte werden wegen ihrer herrlichen Aussicht öfters bestiegen; in ungeahnter wundervoller Pracht ragen die Alpen am Horizont empor, den sie in einem fünf und vierzig Stunden langen Bogen aus dem baierischen bis in's bernische Oberland aus NO. gegen SW. umkränzen; hier zu äußerst erblickt man den Altels auf vier und dreißig Stunden gerade Entfernung.

Am nordwestlichen Abfall folgt ein Thal, urkundlich ebenfalls zum Klettgau gehörend, dem Lauf der Wutach, von dieser noch durch einen Bergrücken, Staufen, getrennt; nur Beggingen liegt in demselben wie in einem Kessel verborgen, und Schleitheim, Schleiten mundartlich, das in zwei langen Häuserreihen den gut eingedämmten, der Gemeinde vor wenigen

Jahren ungeheure Opfer kostenden Dorfbach begleitet. Auch vom romantischen Thal der Wutach gehört nicht einmal auf zwei Stunden Länge das linke Ufer dem Canton ganz an, denn in die Mitte, gegenüber Stühlingen, drängt sich badisches Besitzthum.

Die ganze Umgegend beherbergt einen großen Reichthum von Alterthümern, weniger aus keltischer, denn aus römischer Zeit, der, wie sich später zeigen wird, das einstige Dasein eines wichtigen römischen Waffenplatzes außer Zweifel setzt. Auf dem äußersten Ende des Staufen, nahe bei Beggingen, liegt der Schlatterhof, wo bis 1331 ein den Herren von Blumeck angehörendes Dorf „Schlatt" gestanden haben soll.

Verborgen an der äußersten Ecke endlich ist der Weiler Wunderklingen (Mundichingun 892), fast im rechten Winkel mit Schaffhausen und Kaiserstuhl. Wie in Schleitheim zumal, wird auch hier viel Gyps gebrochen; an manchen Orten gehen schöne Lager (Keuper —) Sandstein zu Tage.

Eigenthümlich ist die Formation des Plateau. Vom Hallauerberg an nordwärts begleitet der Muschelkalk den Lauf der Wutach; ihm folgen in parallelen Streifen die übrigen Formationen, deren obere indessen schon größere Aehnlichkeit mit dem deutschen Gebirge zeigen, bis zu der des weißen Jura, der am Klettgauergebirgszug fast durchgängig, wie am Randen, die oberste Fläche bildet; so auch am Reiat, wo z. B. Büttenhard, Stetten, Lohn und Opferzhofen noch auf ihm ruhen. Dann senkt er sich südostwärts unter die Molasse, unter der er gleich einem Teppich fortzieht. In dem ganzen Abfall des Jura, besonders von Eglisau an längs dem Rafzerfeld bis Schaffhausen, kommt er überall zu Tage, hier z. B. im nordwestlichen Theile der Stadt, beim Mühlenthor, am s. g. Fäsenstaub, während auf der Enge, von welcher herab sich diese Kalkgesteine zum Rhein senken, die Höhe mit wechsellagerndem tertiären Gebirge, — Sandsteinen, Nagelflur, losem Gerölle, feinem Quarzsand, gelbem Thon und thonigem Sand, — gedeckt ist. Ueberall herrscht, vorzugsweise aber auf dem langen Randen, an Petrefakten unerschöpflicher Reichthum. Ostwärts ist bis in die Tiefe herab alles Molasseboden, also der ganze übrige Theil der Stadt nebst der Breite. Ganz offen liegt die secundäre Formation auf dem Lauferberg und Hemming. Ohne von den Gesteinen der Molasse und des Diluviums bedeckt zu werden, zeigt sich daselbst das Bohnerz, und zwar in solch reichen Lagern, daß man bedauern muß, wenn die Erzgewinnung noch länger eingestellt bleiben sollte.

In Rücksicht der Vegetation darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß dieselbe nur noch in die Bergregion reicht. Die natürliche Pflanzendecke ist größtentheils verschwunden und manche Pflanze selten, oder ganz

ausgerottet worden, da, außer kahlen Felsen und steinigen, von Dammerde (Humus) völlig entblößten Schutthalden, die starke Bevölkerung fast allen Boden für die Cultur in Anspruch genommen hat. Von dieser kann sonach nicht stark die Rede sein. Eichwaldungen finden sich nur in der Nähe von Neuhausen und zwischen Gächlingen und Schleitheim; mit Wald ist mancher unfruchtbare Acker auf dem Randen besetzt, andere besser bewirthschaftet worden, was die Ansiedlung einzelner Familien in der Nähe zur Folge hatte, wie auf dem Siblinger Randen. Wenig verbreitet ist der Anbau des Flachses. Wiesen und Baumgärten stehen nicht im Verhältniß mit dem Bedürfnisse der Einwohner, da zu viel Boden fast ausschließlich dem Getreidebau eingeräumt ist. In neuerer Zeit nehmen die künstlichen Wiesen beträchtlich zu. Auch Gemüse- und Obstbau sind nicht ausgedehnt genug; feinere Sorten werden, wie Zierpflanzen, nur um Schaffhausen gezogen; durch seine Kirschbaumzucht ist Beringen bekannt. Hier ebenfalls nimmt die Zahl der Nußbäume immer mehr ab. Weinbau ward schon vor der Stiftung des Klosters Allerheiligen getrieben. In den Urkunden des neunten Jahrhunderts wenigstens werden Weinberge und Obstgärten (vineae et pomaria) am südlichen Abhang des Küffachberger Thales als nichts Seltenes bezeichnet. Jetzt wird die Rebe fast überall gebaut, nur nicht auf dem Plateau bei Büttenhard, Lohn und Stetten, Ortschaften, die aber nicht in den Kreis gegenwärtiger Arbeit hineingehören. Manche Rebberge sind in Wiesen und in Kleefelder umgewandelt worden, besonders seitdem das Getränk aus eidgenössischen Staatsrücksichten nicht mehr so leichten Absatz nach Schwaben findet. Die besten Weine werden in der Umgebung von Schaffhausen und Unterhallau gezogen; die gewöhnliche Zeit der Weinlese ist die erste Hälfte des Oktobers.

Auch die natürliche Fauna verändert sich immer mehr; die Zahl der Wasserthiere ist ohnehin gering, da die meisten Bäche im Sommer austrocknen und keine Teiche und Rieter vorhanden sind. Störche giebt es beinahe keine mehr, so wenig als Nachtigallen; die kleinen Sänger werden der Milane (Weihen) und Falken wegen immer seltener; Lerchen und Wachteln sind häufig, selten die Rebhühner und wilde Enten. Lachtauben werden auch hier gezogen, in dem kindlichen Glauben, daß in sie manche Krankheiten entweichen.

Pferde werden viele, doch nicht wie im nahen Schwaben, gehalten; Esel in Beggingen; das Rindvieh ist vorzüglich, besonders in Schleitheim, Neukirch und Wilchingen; an letzterem Orte hält man die meisten Schafe, deren Zahl sonst kaum der Rede werth; Ziegen, die Plage der Wälder und Hecken, sind wie überall, so auch hier größtentheils der armen Bevölkerung

zugewiesen. Schweine kommen immer zahlreicher vor, zumal in Siblingen und Beringen. Federvieh wird wegen der Concurrenz Schwabens wenig gehalten, so auch Bienen; Seidenzucht ist nur versuchsweise in Unterhallau getrieben worden und hat ganz aufgehört. Fischerei beschränkt sich fast nur auf den Lachsfang, der mit Beginn des Winters beim Laufen von Bedeutung ist. Fischende Engländer haben bewiesen, daß sich Lachse auch während des Sommers dort finden; auch große Hechte enthält der Rhein, sowie die Wutach einen wahren Reichthum an Forellen.

Neben diesen erhobenen Mängeln haben dem kleinen Lande gleichwohl theils die Vorzüge des Bodens, theils eine Reihe günstiger Umstände, die aus der Geschichte flossen, einen Werth verliehen, den viele, weit größere wohl kaum je erlangen werden. Die physische Cultur wetteifert ziemlich glücklich mit der geistigen. Fremde Reisende haben es bewundert, daß selbst die höchsten Berge oft bis an ihre Gipfel bebaut sind. In der That liegen von den vierzigtausend dreihundert und zwanzig Morgen Landes, welche der schaffhausische Klettgau in sich schließt, bei weitem keine hundert unbenützt, und dies ist für eine Gegend, deren Flächenraum nur sechs Quadratstunden zählt, der vollkommenste Grad des Anbaues.

Die Landwirthschaft, die überall die sicherste Grundlage glücklicher Staaten bildet, ist das Hauptgewerbe des klettgauischen Volkes; sie scheint sich täglich mit der wachsenden Aufklärung und Bevölkerung zu verbessern. Man hat berechnet, daß auf die Familie der drei Bezirke Neukirch, Hallau und Schleitheim durchschnittlich eilf Morgen Landes fallen könnten, und daß diese Zahl mit den Waldungen, die freilich bis jetzt nicht sonderlich bewirthschaftet wurden, ungefähr gleichen Schritt hält. Von der Gesammtzahl der Einwohner, welche achtzehntausend Seelen beträgt, gehört die Mehrzahl dem Bauernstande an, dem Handel und der Industrie nur ein schwacher Bruchtheil. Letzterer Umstand wird vielleicht nicht mit Unrecht dem Gleichmuth der früheren Regierungsweise zugeschrieben. Ungeachtet des öfteren Wechsels derselben vermochten frühere Staatslenker selten soweit mit diesen Interessen des Lebens sich zu befassen, daß sie, den Geist der Zeit in der That verfolgend, wenigstens ermunternd der treibenden Menge, die nichts beginnt ohne eine hervorragende Kraft, entgegengekommen wären. Die raison d'état drehte sich um ganz andere Dinge. Bei einer so günstigen Lage, wie sie namentlich Schaffhausen besitze — ich zähle nämlich die Stadt nach Angabe der alten Urkunden auch zum Klettgau, wie es z. B. 1094 heißt: in villa Scafhusa in pago Cletgowa — hörte man daher längst schon klagen, sei es kaum zu verschmerzen, wenn Handel und Gewerbe

weniger blühen und das benachbarte Winterthur oder Zürich überhaupt, das sonst so häufig als Vorbild in Gesetzgebung, Gerichtspraxis und Administrationsweise dienen müsse, nebst seinem Ackerbau noch den großen Vorzug zahlreicher Fabriken und einer blühenden Industrie voraushabe. Aeußerungen so ernster Natur drangen hie und da zu Gemüthe, allein diese Lücke auszufüllen, sollte erst eine für die Gegenwart zu lösende Aufgabe bilden. Billig ging die Stadt voran. Den quietistischen Charakter von sich abstreifend, erkannte man, daß das bisherige Sein mit Nothwendigkeit zu einem Scheinleben führen müsse, denn der Quell des früheren Lebens drohte zu versiegen, indem die ehemaligen Genüsse, welche die Stadt durch ihre politische Prävalenz Jahrhunderte hindurch zu gewinnen verstand, seit Decennien in's Stocken gerathen waren. Unter solchen Verhältnissen konnte das Drama der Gegenwart in den Gemüthern Derer, die mit Bewußtsein leben wollten, länger nicht mehr wie ein großes Räthsel dastehen. Die ungeheuren Opfer, welche daher die Stadt, von einem Gegensatz in den andern eigentlich überspringend, sich auflegte, um im Besitz der Locomotive als ebenbürtiges Kind der Gegenwart zu gelten, sowie die großartigen Bestrebungen der Dampfschifffahrtsgesellschaft, welche von dem Satz ausgeht, daß der Transit auf Wasserstraßen ungleich billiger als auf eisernen Schienen vermittelt wird, sind ein sprechender Beweis davon, daß der Trieb der Zeit wenn auch immer eine Zeit der unbehaglichen Eile, jetzt vollständig begriffen ist. Die Früchte solcher Anstrengung werden und können nicht ausbleiben; es sind Früchte, welche der fortschreitenden Civilisation angehören und die durch die hervorragende Kraft Einzelner und der Begünstigung von Oben beglückend hervorgehen, ingleichen auch für die Verständigung der Menschen, für den Austausch der Ideen, für die Blüthe des Handels und der Gewerbe.

Wenden wir uns zu den Schulen, der wesentlichsten Grundlage aller Volksbildung, so steht Schaffhausen und mit ihm der Klettgau keinem Theil der Schweiz nach, vielen geht er im Gegentheil weit voran. Seit den zwanziger Jahren hat die Volksbildung bei den verschiedenen Regierungen eine warme Pflege gefunden. Ich gedenke nur jener segensreichen Thätigkeit des Herrn von Meyenburg in dem Jahre 1826, unter dessen Auspicien das schaffhausische Schulwesen, vor Allem das Gymnasium der Stadt, für die damalige Zeit, trotz aller Einseitigkeit des Lebens, einen neuen, kaum geahnten Schwung bekam. Indeß gestatteten die damaligen politischen Merkzeichen, die zumeist im Klettgau unverhohlen zu Tage traten, keine weiteren wesentlichen Verbesserungen; zumal konnte für den Stand der Volksschullehrer nimmer etwas Gedeihliches geschehen und ihre Lage war

nachgerade so ganz gewöhnlich, ihre Wirksamkeit dadurch von Oben so unbestimmt und fad, daß man unmöglich große Leistungen erwarten konnte. Zum erstenmal kam ihre Lage ernstlich zur Sprache nach der Revolution von 1831, wo man allseitig das Bedürfniß anerkannte, diese Klasse von öffentlichen Dienern, die einen so wichtigen und mühevollen Beruf hat, in ihren äußeren Verhältnissen besser zu stellen. Nicht nur die allgemein gesteigerten Bedürfnisse forderten dazu alles Ernstes auf — das Leben ist ja eine stete Bewegung — sondern es lag auch ein weiterer Grund dafür in der Betrachtung, daß man nach erlangter politischer Mündigkeit bei dem Stande der Civilisation überhaupt an den Volksschullehrer höhere Ansprüche machte; und so wurden denn nicht unbedeutende Summen zur Besserstellung der Lehrer decretirt, denen einige Jahre darauf noch größere folgten. Allein es war damit noch immer sehr wenig geschehen und im Ganzen und Großen ohne merklichen Einfluß. Wiederum der Neuzeit war es vorbehalten, eine einsichtsvollere Aufmerksamkeit den Schulen zuzuwenden. Eine einfache Aufzählung der verschiedenen Gesetze und Verordnungen zeigt, wie fast jedes Jahr einen bedeutenden Forschritt brachte, sowohl in Bezug auf die organische Einrichtung der Schulen, als hinsichtlich der äußeren Stellung der Lehrer. Der Erziehungsrath des Jahres 1851 in Verbindung mit dem großen Rath ist nämlich von der richtigen Ansicht ausgegangen, daß zunächst die innere pädagogische Einrichtung der Volksschulen neu gestaltet, daß die so äußerst wichtige Aufsicht über das gesammte Volksschulwesen fest geordnet werden müsse, wenn dasselbe den gegenwärtigen Ansprüchen entsprechen solle. Demzufolge erschienen diejenigen Verordnungen, welche in umfassenden Vorschriften die künftige Einrichtung der Volksschulen regelten, den Schulplan und die Schulordnung bestimmten. Es ist ein umfassendes Gesetz, das des Guten viel enthält und dem wichtigsten Stande im Volke eine würdige Stellung gewährt. Mit der Organisation des Volksschulwesens war übrigens den Bedürfnissen der Zeit noch keineswegs völlig Genüge gethan, denn es ist augenscheinlich, daß auch für den künftigen Gewerbsmann und den Industriellen eine ausgedehntere Bildung erforderlich ist, als sie die Volksschule zu geben vermag. In demselben Jahr wurden darum auch noch die Realschulen in's Leben gerufen und zu dem Ende sehr beträchtliche Summen aus der Staats- und den Gemeindekassen bewilligt. Solcher Institute zählt der Klettgau mit Einschluß der Stadt vier. Endlich bekam noch zu gleicher Zeit das Gymnasium eine neue Einrichtung, nachdem vorher den Vertretern des alten Unterrichtssystems, den Humanisten, durch die Verfechter der neueren Methode, welche das Ideal des neuen Geistes im Westen verwirk-

licht sahen, offen der Krieg erklärt worden war. Mit welchen Waffen dieser Kampf aber geführt wurde, kann hier nicht erörtert werden, genug, wenn die ganze Welt zugiebt, daß sich die technische oder realistische Bildung der gelehrten ebenbürtig an die Seite gestellt hat; neben dem Gymnasium geht die höhere Bürgerschule her. Man hat auch bei uns erkannt, daß keine Richtung die andere verkürzt, sondern daß Beide nach demselben letzten Ziele eifern: geistiger Vervollkommnung und Veredlung, tüchtiger Vorbereitung für das Leben; man ist sich vollkommen klar, daß, was im Laufe der Zeiten der Menschengeist Großes und Werthvolles errungen, sich gegenseitig ergänzen und vereinigt umfassen muß.

Ein ganz anderes Bild aber, gleichsam ein Nachtstück zu dem intellectuellen und materiellen Fortschritt, entrollt sich dem Auge einer gewissen Klasse von Beobachtern, zu deren Lieblingston es gehört, über Demoralisation des Volks zu klagen, indem sie den Grund hievon in der Gleichgültigkeit oder Geringschätzung der Religion suchen, nicht selten auch alle Uebel der Zeit auf Rechnung der Aufklärung, auf verkehrte Erziehung schreiben. Diese allgemeinen Klagen — wie sollten sie nicht auch unter einem Völkchen, das die Ideen der Gegenwart nicht ablehnen kann, noch will, hörbar sein? Zunächst kann durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß die Religion das edelste Bedürfniß des Menschen erfüllen müsse, daß sonach die Entwicklung des religiösen Gefühls in dem Menschen der sorgsamsten Pflege bedürfe. Aber vorher müssen alle übrigen geistigen Gefühle geweckt und ausgebildet werden; es ist namentlich das sittliche Gefühl, in dem das religiöse wurzelt, und je reiner jenes, desto edlere Früchte wird dieses bringen. Die Verwirklichung dessen ist aber vorzugsweise Aufgabe der häuslichen Erziehung, mit der es freilich in manchen Gemeinden des Klettgaues sehr zweideutig aussieht. Gleichwohl bin ich mit den Klagen über die so gefahrdrohende Entsittlichung des Volkes nicht einverstanden, obwohl ich nicht gewillt bin, manche Verbrechen und Laster zu läugnen oder zu entschuldigen. Im Ganzen sehe ich aber nicht ein, warum man unserer Zeit gerade einen so harten Vorwurf machen will wegen Erscheinungen, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern und gar häufig in ausgedehnterem Maße vorhanden waren. Ein flüchtiger Blick in die Blätter unserer eigenen Geschichte giebt hiefür Beispiele genug. Man erinnere sich nur an die Zeit vor der Reformation, wo in ganzen Kirchensprengeln kaum zehn Geistliche gefunden wurden, die nicht im Geruch von sehr zweideutigen Sitten standen, wo man auf öffentlicher Kanzel die Thorheiten und Laster, die allgemeine Sittenlosigkeit der Menschen mit bitterer Strenge geißelte, und doch war es gerade jene

Zeit, in der vorzugsweise die Begeisterung für die Religion und den Glauben am höchsten stand. Ich glaube deßhalb vor Allem, daß man keine Ursache habe, einer ganzen Zeit den Vorwurf moralischer Versunkenheit zu machen, wenn man auch hie und da mit allem Recht ernst davon reden muß.

Die Fragen über Mein und Dein, der gesteigerte Luxus, ein natürlicher Sohn erhöhter Gewerbsthätigkeit, das ungezügelte Streben nach Reichthum, die Leidenschaften des Hasses und der Liebe, drückende, ja elendschwere Armuth und wie die Quälgeister der Menschen alle heißen, waren stets und werden immer eine fruchtbare Quelle der Laster und Verbrechen bleiben. Bei der Entscheidung über den sittlichen Charakter eines Volkes wird es nur immer darauf ankommen, ob die Gesammtheit desselben die Elemente moralischer Cultur in sich trage, und fürwahr — ich würde es als einen Verrath an der Ehre des klettgauischen Volkes betrachten, wenn man ihm das edelste Gut, den Namen eines sittlichen Volkes, bestreiten wollte. Ueberhaupt kann man so lange nicht über Sittenverfall und moralische Zerfahrenheit im Klettgau klagen, als es unstatthaft ist, aus einzelnen und selbst häufigen Fällen, die oft genug durch besondere Verhältnisse herbeigeführt wurden, auf die Gesammtheit zu schließen. Unfehlbar haben Schule und Haus den mächtigsten Einfluß auf den gesammten sittlichen Charakter eines Volkes, und es wird darum stets die erste Sorge einer erleuchteten Staatsregierung dahin gerichtet sein müssen, daß jene Anstalten und Einrichtungen, daß Schul-Religionslehrer, denen die Bildung des Volkes in die Hände gegeben ist, von dem ächten Christenthum durchdrungen seien, da dieses vor Allem die Menschen zu sittlicher Veredlung zu führen fähig ist. Daß der gegenwärtige Erziehungsrath mit der Regierung jedoch diese Aufgabe erkannt hat und mit rastlosem Eifer zu erfüllen bemüht ist, zeigen die vielfältig getroffenen Anordnungen und Maßregeln im Interesse einer tüchtigen Volkserziehung.

Wie für die Erziehung und Bildung eines gesunden Volkslebens angelegentlichst gesorgt wurde, so hat auch die Regierung nicht minder die Förderung eines kräftigen Bürgerthums, der eigentlichen Grundlage des Staates, sich angelegen sein lassen. Mit der Verbesserung des Gemeindeinstitutes ward auch der Mechanismus der Staatsmaschine ein geregelter. Welch' weite Kluft indeß gerade in diesem Bezug noch auszufüllen bleibt, vermögen Andere weit besser zu beurtheilen, die dem Herzschlag des öffentlichen Lebens näher stehen, als ich.

Die Gewißheit endlich, daß im Staate das Recht heilig gehalten und gehandhabt werde, ist für den Bürger eine große Beruhigung; manche Mißstände werden leichter ertragen, manche Mängel und Gebrechen, von denen

nun einmal der sublunarische Mensch nicht frei ist, sind weniger drückend, und Volk und Staat genießen da des besten Schutzes, wo Treue und Glauben an eine gewissenhafte unpartheiische Rechtspflege besteht. Bei uns erfreuen sich die Gerichte in neuerer Zeit, die mehr auf eine Volksjustiz abzielen, als auf den seelenlosen Formalismus des granitnen Juristenthums, im Allgemeinen eines ziemlich ungetrübten Vertrauens, wiewohl sich nicht läugnen läßt, daß man je länger je mehr bemüht ist, auch in dieser Hinsicht den Forderungen der Zeit und der Wissenschaft Genüge zu leisten. Dazu gelangte man aber theilweise erst, nachdem eine Reihe von bitteren, jedes bessere Rechtsgefühl spottenden Erfahrungen dem Gedächtniß der Masse aufbewahrt blieb, hervorgerufen durch einzelne Erscheinungen von s. g. Juristen, durch Männer, die mit einigem Anspruch auf Scharfsinn, aber ohne allen Schwung des Geistes, ohne Wahrheit, ohne Natur, ohne Gefühl, an der Geschichte des Volks so elend arbeiteten, daß sie dieselbe nicht nur gerade zu verflachten, sondern auch zu einem Familienstück umschufen, das selbst dem gewöhnlichsten Bewußtsein in seiner Armseligkeit nicht entging. Wenn aber auch heute noch die Göttergabe des wahren Staatsmannes, eine ewige, nie alternde Jugend von der Gluth des Herzens und dem Adel der Gesinnung uns fehlt, so läßt sich doch im Großen und Ganzen der Fortschritt zum Besseren nicht bestreiten und ohne eine sonderliche Divinationsgabe annehmen, daß die Zeit nicht mehr fern liegt, in welcher die Ziele der Bewegungen des klettgauischen Volkes in der hervorragenden Kraft Einzelner erkannt werden; drängen doch Vernunft und Geschichte gleichmäßig auf die Annahme von Charakteren und Persönlichkeiten hin.

Wie nun das Gebiet des Klettgaues, als eines integrirenden Bestandtheiles des Cantons Schaffhausen, sich aus seinem ersten uncultivirten Zustande im Verlauf der Zeiten durch die Veränderungen der Beschaffenheit des Bodens und der gesellschaftlichen Verhältnisse, durch die Gründung der Ortschaften, der Burgen, der Klöster und Städte, durch die wirklichen und scheinbaren Verderbnisse des Krieges, durch die Segnungen des Friedens und durch die ganze Gestaltung seines gegenwärtigen Daseins herangewachsen sei, dies ist der Vorwurf der nachfolgenden Darstellung.

Erster Abschnitt.

Kelten und Römer.

Der Klettgau verdankt, wenn nicht sein Dasein, so doch seine Gestalt dem mäßig ansteigenden Gebirgszug des Jura, welcher, bei Schaffhausen in mehrere Arme sich abzweigend, bis an die Donau und am Rhein mehrere Meilen auf- und abwärts sich erstreckt. Besteigt man irgend einen nach Westen sich ausdehnenden Ausläufer des Gebirgs, bekannt unter dem Namen Randen, so bietet sich dem Auge die prachtvollste, in ihrer Art einzig schöne Landschaft dar, die durch ihre reizende Mischung von Berg und Thal, Wald und Saatfeld, von Wiesen und Weinbergen, Höfen und Ortschaften an den malerischen Zauber der schönsten Gegenden erinnert.

Der Boden dieses seit uralten Zeiten bereits bekannten Landes muß, ehe dasselbe noch seine Bewohner erhielt, durch eine Wasserfluth oder eine allgemeine Ueberschwemmung gewaltsame Veränderungen erlitten haben. Die Spuren dieser physischen Umwälzung sind noch heute sichtbar an der Beschaffenheit der Versteinerungen aus dem Pflanzen- und Thierreich in den fast bis zu zweitausend Fuß über die bewohnten Niederungen aufsteigenden Hügelreihen. In Folge dieser Wasserfluth erschienen verschiedene Wasserbecken, wovon sich im heutigen Bodensee noch ein Theil erhalten hat. Seine Ausdehnung erstreckte sich westwärts stundenlang in den Hegau hinaus und bis nach Schaffhausen herab. Hier bildete der Randen durch seinen Zusammenhang mit dem Kohlfirst und den thurgauischen Höhen einen starken Damm, über den einst das Gewässer ruhig hinweggeflossen sein mag. Als dasselbe sich aber gesenkt, durchbrach der Strom das Kalkgebirge und stürzte auf der anderen Seite, wo die Abdachung viel stärker ist, mit tobender Gewalt in die Tiefe. Hiedurch entstand der große Rhein-

fall, welcher noch jetzt eine Höhe von siebenzig Fuß hat und eines der wundervollsten und erhabensten Schauspiele der Natur darbietet. Ein zweiter See zog sich von der Aar bis in die Niederungen des Klettgaues hinauf und zwischen den Aargauischen und Schwarzwäldischen Höhen bis an den Jura. Große Wassermassen tieften auch das romantische, heute noch viel zu wenig besuchte Thal der Wutach aus. All' diese Seen entleerten sich theils durch plötzliche Erderschütterungen, theils nach und nach durch die Gewalt des Gewässers. Die Tiefe ihrer Becken und viele verborgene Klüfte wurden mit den Trümmern der zerrissenen Gebirge angefüllt; es setzte sich der Schutt und Schlamm in große Lager und Bänke nieder; es traten die Kalk- und Kieshügel allmählig aus den Fluthen an die trocknende Luft hervor; es bahnten sich die Rinnsale der fließenden Wasser; es entstanden unsere Ebenen, unsere Thalgründe, Flüsse und Bäche.

Von dem ersten Zustand, wo außer den hohen Gebirgsgegenden alles Land noch unter Wasser lag, bis auf diese Veränderungen sind aber viele Jahrtausende verflossen: einer ebenso langen Zeit bedurfte es, bis das wüste Erdreich sich mit dem Schmuck der Pflanzen überzogen hatte. Und wer zählt all' die Umwandlungen, welche von der Macht der Elemente bewirkt werden mußten, um unserer Heimath ihre jetzige Gestalt zu geben? Es lösten sich durch die Einwirkung des Regens und der Luft Felsen von Felsen ab; es stürzten vielleicht auch Berge ein und bedeckten Thäler und Ebene. In den niedrigsten Gegenden blieben Sümpfe und Moorgründe liegen; die höchsten bestanden aus Kalkhügeln, die mittleren aber waren meist mit Dammerde überzogen. Nachdem sich diese Lagen im Verlaufe der Zeit also gestaltet, war das meiste Erdreich unserer Gegenden mit Wald bedeckt. In der Ebene stand ein hohes Laubholz, auf den Bergen das schwarze Nadelholz. Der Schwarzwald erstreckte sich an einigen Orten bis an die Ufer des Rheins; der ganze Bodensee war mit dichter, schauerlicher Waldung umgeben. Diese Wälder waren vielfältig von Sümpfen und Haiden unterbrochen; der kleinste Theil des Bodens mochte aus gutem Wiesland bestehen. Hin und wieder blühte zwischen den Eichen und anderem Gehölz bescheiden die Holzbirne und der Holzapfel, vielleicht auch die Waldkirsche; an den Halden wuchs die Birke; in den Thalgründen, an den Ufern der Bäche die Esche, die Erle und hohes Weidengebüsch; auf den Bergen im Schatten der Fichten, Tannen und Fohren verbreitete sich der Wachholderstrauch; sonst, je nach der Beschaffenheit des Bodens, wucherten überall Haidekraut und Moos, Binsen und Riedgras. Die vornehmsten Thiere, welche diese unwirthlichen Gegenden durchstreiften,

jetzt sich aber nicht mehr vorfinden, waren Bären, Wölfe, Hirsche, Wildschweine; Falken, Wildgänse und ungestaltete Lurchen. Die Luft mußte noch sehr feucht und rauh sein; denn auf den Bergen blieb der Schnee lange liegen, aus den Sümpfen stiegen fortwährend giftige Dünste auf, und während der halben Zeit des Jahres hemmten dicke Nebel die Einwirkung des belebenden Strahles der Sonne.

So ungefähr mochte der Zustand unserer Heimath sein, als die Menschen sich zuerst darin ansiedelten. Das erste Volk, welches die Geschichte zu den Bewohnern unserer Gegenden macht, bestand aus Abkömmlingen der Kelten (später Gallier genannt), welche ursprünglich von den Höhen des asiatischen Gebirges herstammten. Auf ihren Zügen, welche in westlicher Richtung geschahen, gelangten sie an's schwarze Meer. Von da setzten die Geschlechter ihre Wanderung durch die europäischen Gefilde fort bis zum atlantischen Ocean. Die Kelten waren wilde Haufen, die nirgends einen beständigen Wohnsitz behielten und wohl auch kein Eigenthum liegender Güter kannten. Sie lebten von der Jagd, von Fischerei, von den Früchten, welche die Natur freiwillig giebt, und dem Abtrag ihrer Heerden, die ihnen ihre meiste Nahrung boten. Mit diesen blieben sie an einem Ort nur so lange, als sie für dieselben Weide und Unterhalt fanden. Als das Meer aber ihrem Zuge Halt zu machen gebot, setzten sie sich fest und trieben Feldbau, indem sie sich vorzugsweise an Gewässern niederließen. Auf einzelnen Höfen oder in Dörfern lebend, baute Jeder das ihm als Eigenthum gehörende Grundstück. Ihre Wohnungen waren einfach; die Form gewöhnlich eine runde. Es waren meist mit Stroh gedeckte Hütten, unter welchen ein vertiefter Raum zur Versorgung des Ertrags der Felder angebracht war. Solchen Wohnungen gehören die runden Vertiefungen des Bodens an, die noch jetzt, wiewohl nicht bei uns, jedoch häufig im Hegau, Albgau, am zahlreichsten aber in Frankreich angetroffen werden, woselbst sie unter dem Namen „Marges" oder „Mardelles" bekannt sind.[1]) Andere beschäftigten sich mit Handel und

---

1) Daß die alten Gallier, die Kelten, insgesammt in einem äußerst rohen und ungebildeten Stand der Natur, ohne Wissenschaft und Künste gelebt; daß sie erst nachher durch Bekanntschaft mit den Griechen und ihren Ueberwindern, den Römern, gebildet worden, zeigen die Nachrichten verschiedener Geschichtschreiber. Strabo, nachdem er den Zustand der Einwohner Galliens zu seinen Zeiten beschrieben, giebt uns eine wichtige Regel, wie man von dem älteren Zustande der Gallier urtheilen könne. S. Geogr. lib. IV. p. 299. Wenn man die Berichte des Polybius, des Cäsar, des Tacitus und Justins vollends zu die-

Gewerbe. Als Geld brauchten sie Anfangs ihrer Cultur jene Ringe, die ihnen zum Schmuck ihrer Glieder dienten, später auch geprägte Münzen und Metallplättchen, die in Schüsselform getrieben waren. Noch heutzutage nennen die Leute diese Art von Geld „Regenbogenschüsselchen", denn der Aberglaube wähnt, daß da, wo ein Regenbogen die Erde berühre, solche Schüsselchen im Boden zu treffen seien.

Manche wählten den Krieg zu ihrem Geschäft. Sobald sie in's mannbare Alter getreten und ihnen die Waffen überreicht worden waren, und es ihnen vergönnt war, an der Seite ihres Vaters öffentlich zu erscheinen, traten sie entweder bei einem mächtigen Adeligen in Sold und fanden im eigenen Lande Gelegenheit, ihre Waffen in den Fehden des kampflustigen Adels zu gebrauchen, oder sie verließen ihr Land und traten bei fremden Fürsten und Städten in Kriegsdienst.[1]) Wurde aber das Volk in seinen Marken angegriffen, so hatte es auf unzugänglichen Höhen sichere, mit einem Steinwalle umgürtete Stätten (oppida), wo es im Fall der Noth Schutz fand. Dergleichen sind noch zu unserer Zeit auch an den Ufern des Rheins, unterhalb Schaffhausen, anzutreffen. Man rühmte an den Galliern das Feuer ihres Muthes. Es bestand in einer verwegenen, alle Gefahren verachtenden Wuth, mit welcher sie über den Feind herstürzten, sobald sie denselben im Gesicht hatten. Aber die Erfahrung zeigte auch, daß keine Unternehmung dieser Völker durch Vorsicht und Ueberlegung geleitet wurde. Die römischen Tribunen beobachteten zu ihrem großen Vortheil diesen Fehler.[2]) Galt es Mühseligkeiten zu ertragen, so erlahmte sehr bald ihre Kraft. Hingegen waren sie ruhmredig und Freunde von Neuerungen.[3])

In dem Leben dieser Leute spielte der Aberglaube eine große Rolle. Aus Träumen, aus dem Flug der Vögel, aus dem Laufe gewisser Thiere,

---

ser als Regel dienenden Nachricht gegen einander hält, so wird man so ziemlich den richtigen Weg gehen.

1) Cfr. Caesar de b. g. lib. III. c. 22 und lib. VI. c. 15. Letzteres Citat, in welchem von den Ambakten die Rede ist, ein Wort, das seinem Sinne nach den deutschen Gefolgschaften gleichkommt (cfr. Tac. de mor. G. c. 13 und 14), muß für solche Forscher, welche Germanen und Gallier als stammverwandt erklären, ein nicht zu verachtendes Argument liefern.

2) Cfr. Polyb. hist. lib. II. c. 33.

3) Schon der alte Cato sagt: zwei Dinge sind es, auf welche die Gallier Werth legen: Auf die Gloire und den Esprit. Cfr. Cato orig. l. II. p. 21. Lion. Pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur: rem militarem et argute loqui.

aus den Zuckungen geopferter Menschen glaubten sie die Zukunft erfahren zu können. Neben den höheren Göttern, wie Theutates oder Thaut, Bel, der Bellus des Orients und Apollo — Belin, die sie in dunkeln Hainen, auf hohen Bergen, aber auch in Tempeln verehrten, hatte jeder Bezirk, jeder größere Ort, ja auch einzelne Menschen ihre besonderen Schutzgötter, gewöhnlich weibliche, segenbringende Wesen, sogenannte Mairen oder Matronen. Es waren seltsam gestaltete, aus dem Boden einzeln hervorragende Felssteine, Menhir genannt, an welche sich die Verehrung dieser Wesen knüpfte. Noch jetzt stehen einige derselben in der Nähe von Waldshut zu Schwörstadt im Albgau und bilden den Mittelpunkt von wunderlichen Geistergeschichten.

Den Cultus besorgte ein eigener Priesterstand. Die Druiden waren im Besitz Alles dessen, was man in göttlichen und menschlichen Dingen wußte. Sie saßen zu Gericht und wer sich ihren Aussprüchen nicht fügte, den belegten sie mit dem Fluche. Das hauptsächlichste Geschäft dieser Priester war aber die Vollziehung der Opfer. Weiß gekleidet, mit Eichenlaub umkränzt, und die heilige, auf der Eiche gewachsene Mistel in der Hand, schlachteten sie vor dem ungestalteten Götzenbilde, oder es blutete auch wohl unter ihrem Stahl ein menschliches Opfer, denn es war Sitte, daß Verbrecher und Kriegsgefangene zur Sühne geschlachtet wurden. Oder man berief einen solchen, wenn ein Todtenopfer zu vollziehen war. Da wurde die Leiche entweder verbrannt oder auch unverbrannt auf die Erde gelegt; Freunde und Verwandte bereiteten entweder auf der Stelle, wo die Leiche bestattet wurde, oder in deren Nähe auf einer runden, mit Feldsteinen umgebenen Stelle einen Leichenschmaus. Nach Vollziehung des Opfers wurden Gefäße, Kohlen und Feuer zur Leiche geworfen, der Leiche selbst aber mitgegeben, was ihr im Leben lieb gewesen war: Schmuck und Waffen, dem Kinde sein Spielzeug. Hie und da wurde das Ganze mit einem Kranze von Steinen umgeben und dann mit Erde überschüttet. So entstanden jene rasigen Grabhügel oft von weitem Umfange und bedeutender Höhe. Auch in unserer nächsten Umgebung oberhalb Schaffhausen bei Dörflingen, wie in Beringen, Eschenheimer Thal, Schleitheim und im unteren Klettgau bei Weilheim sind deren noch zu finden. In andern Hügeln wurden viele Leichen schichtenweise bestattet. Später, als die Römer sich in den gallischen Ansiedlungen festgesetzt hatten, woraus das häufige Vorkommen von Resten römischen Alterthums neben denjenigen des gallischen sich erklärt, begrub man auch in Gräbern, die, wie es bei uns Sitte ist, reihenweise aneinander lagen. Eine aus Steinplatten gebaute

Kiste birgt in solchen Gräbern häufig die mit ähnlichem Schmucke ausgestattete Leiche. Jetzt hat man die in solchen Hügeln vorkommenden Alterthümer aber nach Zeiträumen einzutheilen gesucht und darauf ein vollständiges System über das Vordringen der Civilisation von Osten nach Westen gegründet.

Was die politische Verfassung dieses Volkes anbelangt, so haben wir darüber nur unvollständige Nachrichten, und in Bezug auf unser Ländchen wird man sich vergeblich bemühen, auch nur Spuren derselben nachzuweisen. Die Meinung, daß das Volk sich in Gemeinden theilte, ist jedoch ziemlich anerkannt, sowie, daß mehrere derselben sich zu einem Gau vereinigten, ein Ausdruck, welcher selbst der gallischen Sprache angehört und soviel als Bezirk bedeutet. Die Gaugenossen waren vereinigt durch Gemeinschaft der Abstammung und Sitten, wie durch das Bedürfniß gegenseitiger Vertheidigung.[1])

Das waren die Sitten, das die Lebensweise desjenigen Volkes, zu welchem die ältesten Bewohner unserer Gegenden gehörten, noch lange vorher, ehe sie in der Geschichte auftreten.[2]) Jahrhunderte lang mögen sie ruhig die Vorhügel des Schwarzwaldes, die Wiesengründe der ausgetrockneten See- und Flußbetten und die Ufer des Rheins bearbeitet haben, bis sie und ihre Stammgenossen von einem mächtigeren Volk, den Deutschen, welche eifersüchtig auf ihre glückliche Ausbreitung gewesen zu sein schienen, von ihren Wohnsitzen verdrängt wurden. Die Deutschen verbanden sich nämlich zu einer großen Wehrmannie, wovon Deutschland den Namen Germanien oder Allemannien erhielt.[3]) Vermöge dieses Vertheidigungsbundes gelang es ihnen, die Gallier vom rechten Rheinufer wegzutreiben und sich eine gefürchtete Stellung gegen das linke zu verschaffen.

---

1) Es versteht sich von selbst, daß Dasjenige, was ich über die Gallier bisher aussagte, in Bezug auf diese Arbeit nur einen allgemeingültigen Werth haben kann. Ueber die älteste keltische Periode, die geschichtlich verschollen ist, schwieg ich geflissentlich.

2) Der älteste und ursprüngliche Name aller Völker, welche von den Alpen nordwärts gewohnt haben, war „Kelten". So nannten sie sich selbst. Der Name „Gallier" gerieth erst in späteren Zeiten, nach dem cimbrischen Kriege, in Aufnahme. Cfr. Pausan. Attic. c. 3. *Ὄψε πότε αὐτοὺς καλεῖσθαι Γαλάτας ἐξενίκησε, Κελτοὶ γὰρ κατά τε σφᾶς τὸ ἀρχαῖον καὶ παρὰ τοῖς ἄλλοις ὠνομάζοντο.* Dasselbe ist auch aus Appian. hist. p. 4 und de bello Hannib. p. 546 abzunehmen.

3) Die Namen Wehrmannie, Germannie und Allemannie bedeuten eins und dasselbe und sind nur in der Aussprache verschieden.

Lange genug aber dauerte der Kampf und hatte ungeheure Erschütterungen zur Folge. Noch bis auf ein halbes Jahrhundert vor Christus bestand zwischen den gallischen und deutschen Völkerstämmen, die man nun heutzutage nicht mehr als stammverschieden erklärt, an den Ufern des Rheins ein täglicher Krieg, in welchen die Bewohner unserer Gegend, so dünn auch die Bevölkerung derselben sein möchte, jedenfalls mit hineingezogen wurden. Wie aber ehemals die gallische Macht vorherrschend war, so wurde es jetzt die deutsche. Denn die Gallier hatten sich nicht allein durch die Kämpfe gegen jene Gefahr von Außen, sondern auch durch innere Zerrüttung, durch den Zerfall der Freiheit und Sitten, ungemein geschwächt. Sie waren reif, eine Beute entweder der Deutschen, oder der Römer zu werden.

Der deutsche Volksstamm, welcher das Land zwischen dem Rhein, Main und der Donau besetzte, waren die Sueven oder Schwaben, die tapfersten von allen Deutschen. Diejenigen von ihnen, welche Germaniens Grenzen oder Marken im Osten bewachten, hießen Markmannen, römisch Marcomanni. Sie drangen bald über den Rhein und eroberten auch die jenseitigen Ebenen bis an die Höhen der Voghesen. Da durch diese Eroberungen der Name der Sueven bei allen benachbarten Völkern furchtbar wurde, so machten die Sequaner, welche in Gallien mit den Aeduern um die Oberherrschaft stritten, ein Hülfsbündniß mit ihnen, gleichwie sich ihre Gegner um die Freundschaft der Römer beworben hatten. In Folge dieser Verbindung setzte Ariovist, welcher damals Anführer oder Herzog des markmännischen Bundes war, mit einem Heere von fünfzehntausend Mann über den Rhein (72 v. Chr.), und demüthigte die Feinde der Sequaner. [1]) Da er aber bei ihnen sitzen blieb und immer neue Schaaren seiner Landsleute zu sich rief, beschuldigte man ihn der Absicht, seine Gewalt über ganz Gallien auszudehnen, und beide Völker vereinigten endlich ihre Waffen gegen den gemeinschaftlichen Bedränger. Sie wagten ein entscheidendes Treffen, aber Ariovist schlug ihre Schaaren und behauptete sich sofort als Herr des besiegten Landes.

In solcher Noth wandten sich die Gallier an den römischen Feldherrn Julius Cäsar, damals Proconsul in der Römerprovinz (Provence). Nirgends konnten sie geneigtere Unterstützung finden, als bei dem Mann, dessen Ehrgeiz sich mit Planen beschäftigte, zu deren Ausführung ihm dieser Ruf das willkommenste Mittel darbot. Der suevische Heerführer ward

---

1) Cfr. Caesar b. g. I. 31, 32 et seqq.

ermahnt, von seiner Beeinträchtigung der gallischen Freiheit abzustehen, und da dieses nicht geschah, da Ariovist zur Antwort gab, die Römer hätten ihm nichts vorzuschreiben, griff Cäsar zu den Waffen und besiegte ihn. Das suevische Herr wurde nach seiner Niederlage bis an den Rhein verfolgt und der fliehende Aufführer fand kaum noch seine Rettung auf einem Kahn, um am rechten Ufer mit den Seinigen wieder die alten Wohnplätze zu beziehen. Dies war das erstemal, daß die Deutschen den römischen Adler an ihrer Grenze sahen (58 v. Chr.). Es knüpfte sich daran ein vierjahrhundert langer Kampf, der sie mehr als einmal an den Rand des Unterganges drängte.

Nach diesem Ausgang der Dinge wagte sich Cäsar zweimal über den Rhein, um die Deutschen nun auf ihrem Boden anzugreifen. Aber es schien ihm bald zu gefährlich; er begnügte sich mit der Eroberung des linken Rheinufers und zog alsdann gegen Britannien und endlich gegen die eigene Heimath zu Felde. Die ganze Länderstrecke jenseits des Stromes, in deren Besitz schon früher die Triboccen, die Nemeten und Vangionen, lauter deutsche Völker[1]), gelangt waren, blieb fortan römisch. Dreißig Jahre aber verstrichen, ehe ihre Verhältnisse geordnet wurden. Erst nachdem die Bürgerkriege beendigt waren und Octavianus Augustus die Alleinherrschaft sich errungen hatte, kam durch ihn eine Ordnung in die Verwaltung und Vertheidigung Galliens und der Rheingrenze (27 v. Chr.). Das linke Rheinufer wurde zur Provinz Belgica gerechnet und bildete zwei besondere Regionen oder Diöcesen derselben;[2]) diese wurden, da jetzt nur Deutsche und keine Kelten oder Gallier mehr am Rheine wohnten, Germania superior und G. inferior (Ober- und Untergermanien), später Germania prima und secunda genannt. Weil aber diese Landschaften die Grenzen des römischen Reiches bildeten, so genossen sie schon unter Augustus einer besonderen Beachtung. Die Truppen, welche hier die Militärgrenze zu bewachen hatten, standen nicht unter dem Procurator der Belgica, sondern für beide Germanien wurden zwei Legaten ernannt, welche die Legionen am Rhein zu commandiren hatten. Bei dieser Gelegenheit ward denn auch die Regulirung der wichtigen Nordgrenze von Augustus in Angriff genommen und als Basis der-

1) Die deutsche Herkunft bezeugt Cäsar de b. g. l. II. c. 4. Plerosque Belgas esse ortos a Germanis, Rhenumque antiquitus traductos propter loci fertilitatem ibi consedisse, Gallosque, qui ea loca incolerent, expulisse.

2) Vgl. Mommsen in den Berichten der philol. hist. Classe der k. sächs. Gesellschaft d. W. 1852, S. 230 u. ff.

selben festgestellt, daß die ganze Vertheidigungslinie von der Mündung am Unterrhein bis an den Bodensee dem Laufe des Rheines folgen, sodann auf der kürzesten Linie die Oberdonau erreichen und diese alsdann in der ganzen Länge ihres Laufes begleiten solle. Zur Ausführung dieses Planes war es aber vor Allem nöthig, Deutschland und die hohen Alpen (Rätien), die einzigen Freistätten zu der Zeit, zu unterwerfen, was durch Drusus und Tiberius, den Stiefsöhnen des Kaisers, geschah. Beide hielten zwar selbst dies Unternehmen für ein ungemein schwieriges, da sich die Deutschen stets als äußerst kriegerisch, ausdauernd und kräftig gezeigt hatten; aber die römische Schlauheit rechnete auf den großen Fehler, der den Deutschen fast wie angeboren anhängt, auf den Mangel an Einheit, Zusammengehörigkeit, Gesammtinteresse unter den verschiedenen Stämmen, auf die gegenseitige Eifersucht, Spannung und Feindschaft, wodurch sie sich selbst oft blutig bekämpften.

Die Gegenden zwischen der Donau, dem Rhein und Main, wovon unser Gau den südwestlichen Theil einnimmt, waren durch ihre Lage zunächst der Gefahr eines Angriffs durch die Römer ausgesetzt. Allein da die Sueven, welche ohnehin einen gefürchteten Ruf behaupteten, ihre frühere Bundesgenossenschaft wieder hergestellt hatten und neuerdings unter dem Namen der Markmannen auftraten, mochten sie so stark erscheinen, daß Drusus es für klüger hielt, einen direkten Angriff auf ihre Grenzen zu vermeiden und am Unterrhein nach Deutschland einzudringen, wodurch er sie alsdann von drei Seiten zwischen die römischen Waffen bringen konnte. Es gelang ihm Ersteres vollständig. Wie er aber im Vertrauen auf sein Waffenglück endlich die südwestlichen Stämme, welche den markmännischen Bund ausmachten, anzugreifen beschloß, hatten diese die Gefahr bemerkt, von der sie umgeben waren, und brachen von ihren bisherigen Sitzen auf, um jenseits des Schwarzwaldes, in Boienheim oder Böhmen, eine neue, vor römischer Gewalt und Anmaßung sichere Heimath zu suchen. Hiedurch wurde der Oberrhein von aller Vertheidigung entblößt und beinahe die ganze westliche Grenze der deutschen Völker stand jetzt den Römern zur Besetzung offen: sie wurde zum Eremus, zur Einöde.[1])

Inzwischen starb der Held des großen Unternehmens an den Folgen

1) Dieses Gebiet nennt Ptolom. Geogr. lib. II. tab. IV. c. 11 *τὴν τῶν Ελλουητίων ἔρημον*. Ich verstehe darunter den inneren Schwarzwald in seiner ganzen Länge, denn die Ausgrabungen und die Geographie der Gaue beweisen, daß sowohl das Oberrheinthal, als auch die Baar frühe bewohnt waren. S. Mone p. 17. II. Bd. Urgesch. d. b. L.

eines Sturzes vom Pferd und der Kaiser übertrug die weitere Eroberung Deutschlands dem Tiberius. Sein Hauptaugenmerk lenkte dieser zunächst auf die Alpenvölker, in deren Besiegung nicht nur Roms größter Dichter, Horaz, sondern auch das ganze augusteische Zeitalter sein Wohl zu erblicken glaubte. Von Cäsar an, welcher den ersten Versuch zur Unterjochung derselben gemacht hatte, kostete es nämlich zwanzig Jahre lang die furchtbarsten Kämpfe, ohne daß der Uebermuth römischer Eroberungssucht sich an dieser Freistätte hätte kühlen können. Endlich gelang es dem tückischen, menschenfeindlichen Tiberius, Rätien und Vindelicien in das Joch des Gehorsams zu beugen, der bald darauf auch von der Nordspitze des Bodensees aus die Höhen des Schwarzwaldes bis an die Quellen der Donau besuchte (15 v. Chr.).[1]) Damit ward denn im Allgemeinen erreicht, was die Politik des Kaisers beabsichtigte. Ob bei dieser Gelegenheit auch unser Boden von den Römern betreten wurde, bleibt Manchen immer noch eine freistehende Frage; bedenkt man aber, daß die ältesten Münzen, welche im Klettgau bis jetzt gefunden wurden, augusteische sind, so scheint mir wenigstens, daß hierüber kaum noch ein Zweifel herrschen kann. Schon Haller berichtet, im Einklang mit dieser Ansicht, freilich ohne Angabe der Quellen, aus denen er geschöpft hat, daß in den ersten Zeiten der römischen Herrschaft vierzehn Jahre vor Christi Geburt die Gegend von Rheinau bekannt sei durch ein Treffen, worin Tiberius Cäsar die ihm bis dahin entgegenziehenden Vindelicier geschlagen habe. Von demselben Feldherrn, sagt er, sei auch auf eben dem Platze, wo gegenwärtig das Städtchen ruhe, eine wegen ihrer vortheilhaften Lage zwischen den dortigen Rheinkrümmungen wichtige Festung angelegt und hinlänglich befestigt worden, um die Streifereien der Germanen bestmöglich einzuschränken und ihnen auf dieser Seite den Paß nach Helvetien zu versperren.

Begünstigt durch solche Fortschritte, erlangten die Römer nun eine solch' vortheilhafte Stellung, daß sie nebst der Herrschaft über den Süden von Deutschland bald eine Basis hatten, von welcher aus sie sogar bis in's Herz von Deutschland hätten eindringen können. Allein dieser Plan lag bekanntlich nicht in dem Willen des Augustus, sondern einzig die Befestigung und Sicherstellung der Grenzen.[2]) Deßhalb wurde unter ihm

---

1) Cfr. Strabo I. 7. ed. Siebenkees II, 330.

2) Man nahm es dem Augustus sehr übel, daß er sogar in seinem Testamente den Rath gegeben hatte, sich auf die Rheingrenze zu beschränken. Cfr. Flor. 4, 12 Sueton. in Aug. 21; Dio Cass. 56, 33.

in Deutschland auch nichts weiter erobert. Er begnügte sich damit, den Deutschen zu zeigen, daß man sie bezwingen könne, und um eine etwaige Verbindung oder gemeinsames Handeln der Gallier mit denselben zu verhindern, verstärkte er die Zahl der Legionen am Rhein statt der bisherigen fünf auf acht[1]), denen noch ein starker Zuzug aus den unterthänigen Landschaften beigegeben war.

Demzufolge leuchtet ein, daß die Grundlage der Geschichte des Oberrheins wesentlich in nichts Anderem bestehen kann, als in der Darstellung der hier getroffenen militärischen Einrichtungen, durch welche die verschiedenen Ansiedlungen meist bedingt waren. Der nämliche Gesichtspunkt muß auch für unsern Boden maßgebend sein, der freilich ein kleines Stück der neuen Erwerbung, von Tacitus agri decumates, zu deutsch allgemein, indeß fälschlich „Zehentland" genannt, bildete.

Ihrer Gewohnheit gemäß begannen die Römer damit, den Besitz neuer Eroberungen durch Anlegung von Straßen und verschanzter Lager zu sichern. Der erste dieser Standorte war Mainz (Maguntiacum), welches wahrscheinlich im Jahr 27 v. Chr. bei Gelegenheit der Besetzung des linken Rheinufers von den Römern zum Hauptwaffenplatz erhoben wurde. Zwölf Jahre später entstanden sodann die beiden Grenzfestungen Augusta Vindelicorum (Augsburg) und Augusta Rauricorum (Augst bei Basel), jenes von Drusus im rätischen Kriege, dieses von Munatius Planeus zur Colonie erhoben. Damit scheint auch die Gründung von Vindonissa (Windisch, Ct. Aargau) zusammengehangen zu haben, das wenigstens im Jahr dreizehn vor unserer Zeitrechnung mit Mainz als förmliche Festung figurirt. Offenbar hatten diese Städte keine andere Bestimmung, als die neugeschaffenen Grenzen am mittleren Rhein und an der oberen Donau zu sichern. Zu dem Zweck mußten sie also auch auf kürzestem Wege durch Kriegsstraßen mit einander verbunden sein. Als solche ist zuerst diejenige anzuführen, welche, durch Drusus angelegt, von Verona durch das Tirol nach Augsburg führte und die nachmals Kaiser Claudius wiederherstellen ließ.[2]) Hier konnte dieselbe aber unmöglich aufgehört haben, denn Mainz

1) Tac. ann. IV, 5: praecipuum robur Rhenum juxta, commune in Germanos Gallosque subsidium, octo legiones erant.

2) Sie führte den Ehrennamen Via Claudia Augusta. S. B. von Giovanelli in d. Beiträgen zur Gesch. v. Tyrol 2c. Die Straße zog von Günzburg nach Langenau, Oſterſtetten, Westerstetten, wo sie in die Straße von Ulm nach Geislingen einfällt und mit dieser durch das Filsthal nach Eßlingen und Cannstadt führt, sodann über Vaihingen, Bretten und Bruchsal nach Speier.

und Augsburg mußten schon aus strategischen Rücksichten und der Verkehrsverhältnisse wegen mit einander so eng als möglich verbunden sein. Dies geschah in einer Diagonallinie durch Oberdeutschland von Günzburg (Guntia) nach Speier, wodurch der Winkel von Augsburg über Bregenz (Brigantia) nach Basel und Mainz abgeschnitten wurde. Gleichzeitig mit dieser Verbindungslinie ward auch diejenige von Windisch nach Straßburg (Argentoracum) vorgenommen und zwar noch gegen das Ende der Regierung des Augustus. Aber nicht minder nöthig war später die Oberdonaustraße von Windisch nach Regensburg, um die Communication der Rhein- und Donauarmee zu sichern. Da diese Straße von Windisch über Burg (Tenedo), eine Viertelstunde oberhalb Zurzach an den Rhein lief und Schleitheim Juliomagus hieß, so ergiebt sich auch in den Namen eine Beziehung auf den Tiberius und das Julische Geschlecht seines Adoptivvaters Augustus. Drusus benannte Augsburg und Munatius Plancus Basel-Augst zu Ehren des Augustus; Juliomagus ist ein Seitenstück, das den Namen des Vaters Augustus und der Mutter Livia trug, denn beide gehörten zur Julischen Familie.

Dies ist der römische Straßenverband, welchen man gleich nach der Besetzung des Grenzlandes (agri decumates) aufzuweisen vermag. Was die Querstraßen dieses Netzes anlangt, so fallen diese in eine spätere Periode. Ihre Entstehung versetzt man allgemein in die Zeit von Vespasian bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts.

Es konnte nicht fehlen, daß in diese Ländereien nach und nach denn auch verschiedene Haufen aus Gallien und Helvetien herüberkamen und sich in den bestgelegensten Gegenden ansiedelten. Die Römer beförderten diese Niederlassung angelegentlich und es glückte ihnen damit so gut, daß das Land nach Verfluß eines Jahrhunderts schon wieder ansehnlich bevölkert war. Hiezu trugen die Verhältnisse, welche damals zwischen Rom und den deutschen Völkern am Rhein und an der Donau bestanden, das Meiste bei. Denn obschon das gegenseitige Mißtrauen beide Theile in aufmerksamem Vertheidigungszustand erhielt, so herrschte doch an diesen Strömen zunächst kein Krieg. Ruhig bauten sich also die gallischen Einwanderer neben den vielleicht hin und wieder zurückgebliebenen deutschen Bewohnern an den fruchtbaren Ufern des Rheins und der vielen Flüsse an, die von den Höhen des Schwarzwaldes zuerst durch wilde Thäler, alsdann aber durch freundliche Ebenen dahinströmen. Die meisten dieser Gewässer, wie die ausgezeichneten Häupter des Gebirges erhielten auch

aus dem Munde der neuen Anwohner ihre Namen, welche von den Römern bald eine lateinische Form bekamen und später mehr oder weniger verändert auf die deutsche Zunge übergegangen sind. So mag die Alb Alba, der Neckar Nicer, die Donau Danuvius und der Rhein Rhenus geheißen haben. Viele dieser gallischen Benennungen gingen nachmals wieder ab, wie der Name des Schwarzwaldes, den die Gallier das Gebirg Abnoba nannten, während er bei den Römern Silva Marciana hieß, eine Benennung, welche vielleicht eine Uebersetzung von Markwald, also Grenzwald (silva barana Baarwald) in Bezug auf den Grenzwall, sein soll. Ein Gleiches gilt von Juliomagus (Schleitheim), ein Name, der vor allen gallischen Wohnsitzen unserer engeren Heimath am klarsten seinen gallisch-römischen Ursprung andeutet und soviel als Haus, Wohnung oder Sitz des Julius bezeichnet. [1]) Eine andere Art der keltischen Ortsnamen besteht in einfachen Worten ohne Verbindung und Ableitung. Gewöhnlich ist bei solchen Namen aber ein Wort ganz ausgelassen, oder nur ein Buchstabe von ihm erhalten. Im Allgemeinen läßt sich nicht sagen, welcher Begriff bei diesen Namen fehlt; ich kann nur die Thatsache erwähnen, daß es bei uns solche Namen giebt. Es sind dies die Orte Alpfen, Rafz, Nak und Balm. Eine dritte Art gallisch-deutscher Namen bilden ferner die Orte auf „ingen", woraus zu schließen ist, daß die Gallier mit den eingewanderten Deutschen im Laufe der Zeiten sich verschmolzen. Dahin rechne ich Beringen, Wilchingen, Trasadingen und Beggingen, weiter abwärts sodann Berwangen und Weisweil, Orte, die im Grunde eine besondere Nachweisung erfordern, weil sie sehr deutlich einen Zeitunterschied in der Landescultur beweisen. Diese indeß sicher stellen zu wollen, dürfte für gegenwärtige Arbeit von minder wichtiger Bedeutung sein, daher ich mich denn

---

1) Magus erscheint als zweites Glied einer großen Menge von Ortsnamen, wie in: Augustomagus, Ratomagus (Rouen), Drusomagus (Druisheim in Württemberg) u. s. w. Es heißt soviel als Haus oder Wohnung und ist verwandt mit unserm deutschen „Gemach." Im Britischen heißt aber mag Feld, und Archivdirektor Dr. Mone in Karlsruhe folgt bei Erklärung des Wortes Juliomagus ganz entschieden dieser letzteren Bedeutung. Allein damit kommen wir nicht zu Schlage, denn übersetzt man Juliomagus mit „Juliusfeld", so ist hiermit durchaus nichts aufgeklärt. Sehr parador klingt es endlich mit Mone in Juliomagus, das heutige Blumenfeld im Hegau erkennen zu wollen, einen Ort, der meines Wissens weder gallische, noch römische Alterthümer aufweist. Die Leugenzahl der Peutinger Tafel stimmt ingleichen auch nicht mit dieser Ansicht. Wie ich indeß neuerdings erfuhr, so soll Herr Dr. Mone jetzt gänzlich von dieser Meinung abgekommen sein.

auch begnüge, nur gelegentlich durch das Mittel der Sprache des fremden Elements dieser Ortsnamen zu gedenken. Sehr eng endlich hängt mit der Untersuchung der gallischen Wohnsitze die Benennung der Bezirke zusammen, die theils von ihrem Anbau, theils von ihrer natürlichen Beschaffenheit ihre Namen empfingen.

Beachten wir zunächst unseren Gau, auf den eigentlich der praktische Zweck vorliegender Arbeit hinausgeht, so leuchtet ein, daß der Name desselben so wenig als die Bezirksnamen Thur- [1]) und Hegau, Breisgau oder der Ausdruck Baar aus der deutschen Sprache erklärt werden können. Das Wort muß sonach einer andern Sprache angehören, die sowohl von der lateinischen als der deutschen verschieden ist. Dies kann keine andere sein, als die gallische. In dieser Sprache giebt es ein Substantiv „cladh", welches zu deutsch „Ufer" heißt. Trägt man die Bedeutung desselben auf den Namen Klettgau über, in welchem offenbar das gallische Wort enthalten ist, so kann es keine Frage mehr sein, daß der Name Klettgau soviel als „Ufergau" heißt, denn er war und ist es noch auf zwei Seiten vom Rhein, auf der dritten von der Wutach umgeben, konnte also sehr wohl so genannt werden. [2]) Damit, scheint mir, kann denn auch der lang-

---

1) Dùr, dewr heißt in den keltischen Sprachen Wasser.

2) Der alte Rüeger sagt in seiner Chronik: „Das Klettgau ist schön, lustig, wohlerbauen und fruchtbar; sein Name aber kommt von dem schweren, lettigen Boden her." Er meint demnach, die Landschaft, deren Erdreich lehmig ist, habe Lettgau geheißen, welches unsere Vorfahren in ihrer rauhen Zunge mit einem ch oder Ch aussprachen, wie sie auch anstatt Ludwig immer Hludewig oder Chlodewik sagten. Damit konnte man sich aber unmöglich begnügen. Im Cäsar hatte man die Latobrigi und Tulingi als Nachbarn der Helvetier. Wer konnten diese Stämme anders sein, als die Klettgauer und Stühlinger? Leider war auch ich, verführt durch altes Kartenwerk, einige Zeit in diesem Wahne befangen und gab der Welt den gleichen Schnitzer zum Besten. In der That glaubte auch Jahrhunderte lang kein Mensch anders, als daß man „Klettgau" mit pagus latobricus übersetzen müsse. Nur hatte Tschudy eine etwas abweichende Ansicht in der Namenserklärung, die, wenn auch unrichtig, dennoch als ein Meisterstück von etymologischem Scharfsinn genannt zu werden verdient. Der in mittelalterlichen Urkunden sehr bewanderte Mann wußte nämlich, daß der Klettgau auch die „Grafschaft Altenburg" genannt wurde von der alten Malstadt am Eingang der Schwabenau (Suabowa), wo man jetzt noch römische und germanische Ueberbleibsel entdeckt. Er erhob also dieses Altenburg zum Hauptorte des pagus latobricus und folgerte: Bekannt ist, daß das gallische Brig oder Brog das deutsche „Burg" bedeutet, und daß bei alten Namen im Munde des Volkes häufig die Buchstaben versetzt wurden, wie eben in brog das r und o, wodurch borg entstand, so in lato das l und a, welches sich zu alto gestaltete. Und nun,

jährige, mitunter recht ergötzliche Streit über die richtige Schreib- und Namenserklärung des Wortes Klettgau, der ehemals von den schwarzenbergischen Beamten in Thiengen geführt wurde, als beigelegt betrachtet werden. [1]) Die im Nordosten belegene Baar nebst dem Hegau — man schreibt fälschlich „Höhgau", weil es gegen die alten Formen Heegewa, Hegou, Hegaugensis pagus verstößt — empfingen ebenfalls ihre Namen von den Galliern, denn bàr heißt keltisch Spitze, Ende, Grenze, und „eg" Bauland, gemessenes Feld, ein Ausdruck, der noch jetzt üblich ist im östlichen Theile des Odenwaldes. Auch am See bestanden mehrere Niederlassungen der Gallier und Römer; aber die meisten Ufer lagen noch mit Wald bedeckt, oder waren sumpfig, so daß man damals nur eine sehr geringe Vorstellung von seiner Größe und Gestalt besaß. Die Römer nannten den Obersee bald von den im Osten anwohnenden Venonen oder Vindeliciern Lacus Venetus, bald von der Stadt Bregenz L. Brigantinus, zu deutsch See der Gebirgsbewohner. Das gallische Substantiv „brigant" kommt näm-

---

— wen überrascht das Ergebniß nicht? Die gallischen Latobrigi sind die deutschen Altoborgi! Während aber Willimann in seinem taciteischen Latein noch dreist in die gelehrte Welt hinausschrieb: Latobrigi partim Schafhusanis partim austriacis principibus subjecti; cetera Sulzenses pro comitatu habent, machte Clüver den gleichen Fehler, welchen man bisher im Cäsar gemacht.

Nachdem endlich Einige versucht hatten, den Klettgau zu einem Weidlinggau zu stempeln, da das altdeutsche „Gleg" ein kleines Fahrzeug bedeute, wie deren in unserer Gegend auf dem Rheine gebräuchlich seien, während Andere sich wieder an Rüegers Lettgau hielten, trat Professor Spreng in Basel auf und warf durch seine geniale Erklärung alles Bisherige über den Haufen. Die Kleckgauer, sagt er, sind allerdings die alten Latobriger, welche auch Laco- oder Clacobrigi geschrieben wurden. Clac aber, oder Lek heißt Spalt zu deutsch, und Brig heißt Berg. Man betrachte nur die natürliche Beschaffenheit des kleckgauischen Gebirges: es ist durchgehends und charakteristisch in Platten getheilter oder gespaltener Kalkfels; die latobrigischen Kleckgauer hießen also weder „Lettgauer", noch „Weidlinggauer", sondern „Spaltberger!"

1) Dem Auseinandergesetzten zufolge sollte man füglich den Namen nur mit einem t schreiben, also Kletgau; allein ich selbst folgte dieser Schreibweise nicht, weil ich keinen sonderlichen Mißgriff darin erblicke, das Wort auch mit zwei t zu schreiben. Analoga sind hierfür leicht aufzubringen. Wenn ich sodann geflissentlich das Testament Karls des Großen vom Jahre 806 ignorirte, worin es nach dem Auszug des Neugart heißt, daß der Kaiser das fränkische Reich zwischen seinen Söhnen Karl und Pipin so getheilt habe, daß die Scheidegrenze beider Theile durch die Enge zwischen dem Chletgowe und Hegowe ziehe, so wird aus dem Text schon erhellen, daß es meinerseits zur Lösung der Frage dieser Urkunde nicht bedurfte.

lich noch vor in der Bedeutung von „Hochländer“ und stammt von dem Femininum „brigh“, das eine natürliche Höhe bezeichnet. Der Schwarzwald war eine ungeheure, menschenleere Wüste; die von ihm gegen Nordosten auslaufende Gebirgskette der rauhen Alp nannten die Römer mit einem keltischen Ausdruck Alpes.

Diese wenigen Andeutungen des gallischen Aufenthaltes reichen hin, um einzusehen, wie gemischt damals die Bestandtheile des Volkslebens waren. Nichts ist ausschließlich römisch, nichts ganz gallisch, von Beiden aber Vieles und Vielerlei. Die einfachste Auffassung dieser Zustände giebt uns Tacitus in seiner Germania, einer Schrift, die tragisch gefärbt, auf starke Contraste berechnet ist. Seine Worte sind (Germ. 29): „Ich kann Diejenigen nicht zu den deutschen Völkern zählen, wiewohl sie über dem Rhein und der Donau wohnen, welche als Ansiedler Ackerbau treiben. Denn jeder leichtsinnige Gallier, der aus Noth wagen muß, hat dort Grundstücke eines unsicheren Besitzes genommen; darauf hat man einen Grenzwall gezogen, Besatzungen vorgeschoben und das Land für einen Winkel des Reichs und einen Theil der Provinz gehalten (sinus imperii et pars provinciae habentur).“ Beachtenswerth scheint dieses Citat aber auch nach einer andern Seite hin. Fast könnte man nämlich glauben, die Römer hätten dem Lande zwischen dem Rhein, Main und Donau gar keinen Namen gegeben. Deutsche wollte Tacitus die Bewohner nicht heißen, weil sie gallischer Abkunft waren, und die nationale Benennung Gallier und Gallien für das Grenzland wäre in politischer Hinsicht auch falsch gewesen. Deshalb erfand er den Namen „Decumates“, der nur bei ihm vorkommt und weder eine nationale, noch eine politische Beziehung hat. Den Sinn dieses Wortes erklärt aber Tacitus selbst durch den Ausdruck limite acto. Dies war der Kunstausdruck der Feldmesser seiner Zeit für die Ackerbegrenzung. Unter den Worten „agri decumates“ ist daher nichts Anderes zu verstehen, als eine geregelte Eintheilung des neu erworbenen Grundbesitzes. Von den Galliern aber blieb der Name des Landes übrig, der dem deutschen Worte G r e n z l a n d entspricht, nämlich Bara, die Baar. So nennt man noch heutzutage den nordöstlichen Theil des Schwarzwaldes, der in das Stromgebiet der Donau und des Neckars gehört.

Was die Frage betrifft, zu welcher römischen Provinz das Grenzland gehörte, so ist man längst darüber einig, daß dasselbe zu Oberdeutschland gezählt wurde, dessen Befehlshaber der Herzog (dux) zu Mainz war. Denn die Legionen, welche in Mainz lagen, haben überall im Grenzlande Inschriften hinterlassen, daher es keinem Zweifel unterliegt, daß die Bezirke,

wo diese Denkmäler vorkommen, von Mainz aus regiert wurden. Von der Verwaltung des Landes kann aber hier nicht sonderlich die Rede sein; auch sind die Quellen darüber so spärlich, daß man mit Sicherheit nicht über die eigentliche Verfassung urtheilen kann. Ein besonderer Herzog für das Grenzland wird zwar erwähnt (dux transrhenani limitis), jedoch nur vorübergehend und zweifelhaft, ob es nicht ein Nebenamt war. Seit Augustus blieb aber die Provinz unmittelbar unter dem Befehle der Kaiser, denn Mainz war für die Römer der Schlüssel von Deutschland, darum wurde dieser Hauptstadt der größte Theil des Grenzlandes untergeordnet; nichts davon gehörte zur Provinz Maxima Sequanorum und nur der östliche Theil zur Provinz Rätien. Diese Wichtigkeit behielt der Oberrhein auch im Mittelalter.

Wie der Herzog von Mainz seine Gewalt über den größten Theil des Grenzlandes ausdehnte, so werden seine Unterbefehlshaber zu Worms, Speier, Straßburg, Basel-Augst und Windisch einzelne Bezirke desselben regiert haben. Man muß das annehmen, sagt Mone, weil die nachmaligen Bisthümer jener Städte auf beiden Ufern des Rheins lagen. Die rheinischen Bisthümer folgten nämlich in ihrer Begrenzung den römischen Bezirken. Nun ist für Mainz erwiesen, daß sein Herzog und sein Erzbischof ein diesseitiges Gebiet hatten. Die Gleichheit des Berufes mit dem Herzog fordert, daß die römischen Commandanten zu Worms, Straßburg, Augst und Windisch ebenso weit auf dem rechten Ufer den Befehl führten, als die nachherigen bischöflichen Diöcesen reichten. Es standen diese Bischöfe unter Mainz, wie die römischen Befehlshaber jener Städte. Ein deutlicher Beweis dieser Eintheilung ist das Bisthum Basel. Es gehörte nicht zu Mainz, sondern zu Besançon, hatte daher auf dem rechten Rheinufer beinahe kein Gebiet, so daß Klein-Basel, welches nur durch den Rhein von Groß-Basel getrennt ist, schon zum Bisthum Constanz eingetheilt und der Rhein die Grenze war. Diese unbequeme Abtheilung hat man in der christlichen Zeit nicht erfunden, sondern aus der römischen Zeit herkömmlich beibehalten. Das Bisthum Constanz dagegen, zu dem vor der Reformation bekanntlich unser ganzer Canton gehörte, umfaßte den größten Theil des Grenzlandes und zog sich weit gegen Norden bis unter Stuttgart herab.[1]) Dieser Theil war von Mainz für die Kriegs- und Friedensverwaltung offenbar zu weit entfernt, als daß nicht besondere Befehlsha-

1) Diese Ausdehnung konnte nicht ohne Ursache sein. Ich weiß keine andere, als daß von Süden her aus der Schweiz die meisten Ansiedler in das Grenzland kamen.

der mit abgetheilten Bezirken darin anzunehmen wären. Vindonissa und Juliomagus waren dafür bedeutend genug, nicht weniger die Colonia Sumlocene (Rottenburg); aber es fehlen ausdrückliche Beweise.

Bei diesen Verhältnissen angelangt, steht der Betrachter aber plötzlich an der Stelle, wo ihm der fortlaufende Faden der Geschichte entfällt und er in die Nothwendigkeit versetzt wird, den Zustand der römischen Herrschaft im Grenzlande während des ersten Jahrhunderts einzig in den noch vorhandenen Ueberresten zu suchen. Dies ist ganz besonders der Fall in Bezug auf den Klettgau, dessen früheste Geschichte, wenn nicht im Zusammenhang mit den größeren Ereignissen betrachtet, ein Bruchstück bleibt, und als solches wenig Interesse darbietet. Suchen wir daher eine Vervollständigung, soweit dieselbe möglich ist.

Nach seiner Lage und Beschaffenheit war das Grenzland recht eigentlich ein Straßenbezirk, und diese Bestimmung tritt deutlich hervor in der Anlegung derjenigen Militärstraßen, welche ich früher zu erwähnen bereits Gelegenheit nahm. Auf diesen Arterien bewegten sich seit der Regierung des Augustus unaufhörlich zahlreiche Legionen und Züge von Handelsleuten. Dieses Moment fasse ich daher zunächst ins Auge.

Nach der Besetzung des Grenzlandes, die sehr wahrscheinlich durch Tiberius geschah — er war n e u n m a l von Augustus nach Deutschland geschickt worden [1]) — zogen die römischen Legionen einen großen Militärcordon rings um das römische Gebiet und es wurde, je nachdem die Grenze vor- oder zurückgeschoben ward, das vor- oder zurückliegende Land von Cantonnements frei oder wieder mit Truppen versehen. Die Zahl derselben wurde von Augustus auf acht Legionen festgesetzt, so, daß vier in Untergermanien und vier in Obergermanien die ganze Rheinlinie, wie bereits angeführt wurde, zu bewachen hatten. Es war dies eine Truppenmacht, die mindestens auf 80,000 Mann zu stehen kam und je nach den Umständen durch Cohorten, Auxiliartruppen und durch Reiterei verstärkt werden konnte. Es versteht sich von selbst, daß von diesen Legionen auch Denkmale vorhanden sind, sagt der Römer doch selbst: Wo ich gesiegt habe, da wohne ich. Wenn irgendwo, so kam dieser Grundsatz im Grenzlande in Anwendung. Zeuge davon ist namentlich die XXII. Legion, die am meisten darin vertheilt war und nach Mainz gehörte; viele Denkmäler sind auch von der VIII. und XIV. übrig, weniger von der I. und IV., die alle in Mainz lagen. Bei uns im Klettgau standen, wie ich unten genauer

1) Cfr. Tac. ann. II, 26.

nachweisen werde, Abtheilungen der XXI., genannt die Räuberbande (rapax), nebst solchen der XI., die wegen ihrer Treue gegen den Kaiser Claudius bei einer Emeute in Dalmatien im Jahre 42 n. Chr. den Beinamen der „claudischen loyalen getreuen" (Claudia pia fidelis) sich erworben hatte. Außerdem finden wir noch im Pfarrsprengel Grießheim, an der westlichen Spitze der Gemarkung Geißlingen, auf dem sogenannten Heidenschlößchen, die dritte Cohorte der Hispaner erwähnt.

Von der XXI. Legion nun rührt die Anlegung einer Menge von gemauerten Standquartieren (castra stativa) in der nördlichen Schweiz her, deren Ueberreste bei Windisch, Coblenz, Hohenthengen, Kaiserstuhl, Rheinheim und Schleitheim noch jetzt den Ackerbauern mitunter lästig fallen.

Des chronologischen Haltes wegen beantworte ich zuerst die Frage: Wann rückte diese in unser Gebiet ein? Zuverlässige Nachrichten lehren, daß sie beim Tode Nero's, des letzten augusteischen Kaisers, nach Obergermanien kam und in Vindonissa stationirt war.[1]) Sie bildete den Kern (robur) der oberrheinischen Truppen. Als Vitellius hernach am dritten Januar des Jahres 70 in Cöln sich zum Kaiser ausrufen ließ, zog sie mit ihm nach Italien, kämpfte ruhmvoll, um den Gegenkaiser Galba zu stürzen, bei Bedriacum, aber bei Cremona besiegt, wurde sie nach Obergermanien zurückgeschickt und stand zu Vindonissa. Von da rückte sie nach Niederdeutschland wegen des Aufstandes des Civilis[2]), und erscheint hierauf wieder unter Vespasian am Oberrhein. Ehe indeß zwanzig Jahre vergingen, trat mit ihr ein neuer Wechsel ein, worauf sie unter Domitian (81—96) verloren ging.[3]) Faßt man diese Angaben zusammen, so wird man den Schluß gerechtfertigt finden, daß zur Zeit der Flavier, und zwar sehr wahrscheinlich unter Vespasian, römische Truppenabtheilungen von Windisch aus auf unserm Grund und Boden sich militärisch festsetzten. Diese Annahme beruht hauptsächlich auf einer Menge von Fundstücken römischer Legionsziegel, die, von den Soldaten zur Friedenszeit verfertigt, fast ausschließlich zu militärischen Bauten verwendet wurden. Da man sich bei denselben nebst Bruchsteinen auch vieler gebrannter Steine bediente, so hatten die Legionen zu diesem Zweck Ziegelbrennereien, die für ihren Bedarf arbeiteten. Dabei herrschte die eigenthümliche Sitte, die Ziegel, die in solchen Fabriken gefertigt wurden, mit dem Namen der Legion durch

---

1) Cfr. Tac. hist. I, 61.
2) Tac. hist. IV, 78.
3) Eutrop. VII, 15.

metallene Stempel zu bezeichnen. [1]) Oft geben diese Stempelzeichen aber auch noch weitern Aufschluß, als nur den genannten, an die Hand, wie z. B. die Namen der Aufseher von Ziegelbrennereien, örtliche Hinweisungen auf die Fabrikstätte, oder gar Namen von Töpfern u. dgl. Bei meinen Nachforschungen in Schleitheim waren Stücke solcher Ziegel gleich das Erste, was meine Neugier reizend beglückte. Ich fand sie in geringer Tiefe und überall in Menge vorhanden. Die einen trugen die Inschrift L·XXI·S·C·VI, auch LEG·S·C·VI, welche aber von keinem Gelehrten bis jetzt genügend erklärt werden konnte [2]), andere in abgebrochenen Stücken die Zeichen L·XI·C [3]). Letztere traten auch in weit geringerer Anzahl von Exemplaren zu Tage, als erstere. Daraus allein schon schließt man mit Recht auf das Vorhandensein eines jedenfalls nicht unbedeutenden römischen Waffenplatzes, mit Unrecht aber auf eine geringe Bedeutung und Ausdehnung desselben, wie ich neulich in Mommsen's Mittheilungen über die römische Schweiz zu lesen Gelegenheit fand. Dieser sonst so gefeierte Alterthumsforscher, dessen eminente literarische Thätigkeit in der bibliotheca philologica von Schmidt am besten ersichtlich ist, räumt Schleitheim weiter keine andere Bedeutung ein, als die eines römischen Vorpostens, der von Windisch aus,

---

1) Es muß uns wohl überraschen, daß die Römer der Buchdruckerkunst schon so nahe standen.

2) Von den vielen Erklärungen, welche diese Zeichen schon veranlaßten, hebe ich besonders diejenigen hervor, welche Dr. Schreiber als die allein richtige anerkennt und die auf längere Zeit als solche sich Geltung zu verschaffen wußte. Er interpretirt sie dahin, als ob die sechste Cohorte der XXI. Legion von Severus hier stationirt gewesen wäre, lateinisch: Legionis primae et vicesimae Severianae Cohors sexta. Hatte ich nun früher schon bei Anlaß der Herausgabe der römischen Alterthümer von Schleitheim diese Erklärung als unrichtig bezweifelt, und mir deshalb von einem sehr leidenschaftlichen Herrn aus Schaffhausen das allerliebste Attribut „impertinenter Mensch" theilweise zugezogen, so stehe ich gleichwohl heute noch, wenn auch entrüstet über eine solch bäurische Kundgebung, auf dem nämlichen Boden der Negation, weil ich weiß, daß der Beiname Severiana so gut wie Claudia (Brosi's Ansicht) auf falscher Lesart oder unrichtiger Erklärung beruht. Nach dem Zeugnisse des Dio Cassius (l. 220) muß man sich wohl oder übel zu einer anderen Erklärung der Stempelaufschrift verstehen. Nach meiner Auffassung bedeuten diese Zeichen nichts Anderes, als die Offizin, oder die Fabrikstätte, in der die Stempel gefertigt wurden, und erkläre die Aufschrift demgemäß durch: Sigillatorum Collegium Vindonissense, d. i. das Töpfercolleg (Zunft) von Windisch.

3) Die vollständige Aufschrift lautet: L·XI·C·P·F d. i. Legio undecima Claudia pia fidelis (*Κλαυδίεια, Πιστά, Εὐσεβῆ*).

als dem Hauptquartier der beiden beregten Legionen, gelegentlich vorgeschoben wurde. Mein Urtheil lautet anders, abgesehen davon, daß in Schleitheim meine Wiege stand und ich aus angeborner Liebe zu der mir so lang entwöhnten Heimath gar Manches mit zu glänzenden Augen betrachten könnte, oder, weil die Geschichte der Alten mein Lieblingsstudium inmitten aller materiellen Fluktuationen des Tages geworden ist. Bedenkt man, daß besagter Ort dreiviertel Stunden weit theils auf Ruinen ruht, theils von solchen umgeben ist, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß hier nicht die Rede sein kann von dem Bestand einer bloßen Prätentur (corps détaché), oder gar einer statio agraria, sondern von einer Niederlassung, die nebst der militärischen Bedeutung eines verschanzten Lagers auch ein Gemeinwesen bildete, das demjenigen eines städtischen jedenfalls gleichkam. Damit stimmt auch die uralte Ueberlieferung der Einwohner überein. Die Sage geht, Schleitheim sei einst eine Stadt, mit Namen Stauffen, in einem Umfange von anderthalb Stunden gewesen. Sie habe gereicht: von der s. g. Hohenbrücke gegen Siblingen über den Salzbrunnen, am Bezirke „Hinter Mauern" vorüber nach dem Munot bis zur oberen Gypsmühle gegen Beggingen. Da Sagen und Ueberlieferungen nie um etwas Leeres und Nichtiges sich bilden, diese vielmehr einen gewissen Reflex in der Wirklichkeit besitzen, so ist in vorliegendem Fall sicher ein Moment zu erkennen, welches darauf hindeutet, daß die älteste Vorstellung der historischen Wahrheit ziemlich nahe steht, selbst wenn man sich nicht einmal der Mühe unterzieht, Namen wie Munot (munimentum), Hinter Mauern, Salzbrunnen, Hereweg (Heerstraße strata militaris) ihres deutsch-römischen Charakters ganz zu entkleiden. Es giebt aber für meine Ansicht einen noch weit stärkeren und bindenderen Beweis, welchen Andere und ich aus der Generalkarte des römischen Reiches, der Peutinger Tafel, zu schöpfen vermögen.[1]) Ein genauer Blick in dieselbe zeigt, daß alle Bedingungen, namentlich der Straßenzug von Burg über Rheinheim, Bech-

---

1) Was wir von derselben noch besitzen, ist im Grunde weiter nichts, als eine Abschrift der Messungen des Reiches, die entweder unter Mark Aurel, oder etwas später unter Kaiser A. Severus (230) vorgenommen worden waren. Durch öfteres Abschreiben sowohl, als durch spätere, höchst wahrscheinlich unter Constantin veranlaßte Zusätze und Weglassungen, erlitt sie mehrfache Abänderungen. Die Abschrift selbst rührt aus dem dreizehnten Jahrhundert her und befindet sich unter dem Namen Peutinger Tafel, so benannt nach ihrem frühern Besitzer Peutinger, seit 1738 in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien. Sie besteht aus zwölf länglichen Blättern, deren Original in einem Porticus angebracht war und die verschiedenen Straßen und Stationsentfernungen enthält.

tersbol, Erzingen, Oberhallau und Siblingen eintreffen, um Schleitheim den Stadtnamen „Juliomagus“ zu vindiciren. Die Tafel setzt nämlich von Burg bei Zurzach (Certiacum) nach Juliomagus vierzehn Leugen (lieues) an, d. i. sieben Stunden, indem vier derselben einer deutschen Meile gleichkommen. So weit ist Schleithheim von Zurzach entfernt und nur wer blos auf Karten messen würde, sagt auch Dr. Schreiber, könnte versucht sein, freilich immer unter Voraussetzung eines Schreibfehlers der Tafel, Juliomagus anderwärts anzusetzen. Dazu kommt, daß die Richtung der Straße meist von römischen Orten begleitet ist, und wo diese nicht nachzuweisen sind, dafür Flur- oder Gemarkungsnamen im Munde der Leute vorkommen, die ganz untrüglich ein Zeugniß von römischer Stratifikation bis nach Schleitheim abgeben. Meine Meinung wird ferner an Werth gesteigert durch einen leicht zu führenden Identitätsbeweis. Wenn nämlich erwiesen ist, daß Niederlassungen, wie: Augustomagus, Drusomagus u. A. städtischem Wesen gleichkamen — warum sollte Juliomagus nicht auch ein solches gebildet haben? —

Was die Reste römischer Bauten in Schleitheim betrifft, so kann ich nur wiederholen, was früher im Allgemeinen schon von mir darüber ausgesagt wurde. In den genannten Bezirken Hinter Mauern, Salzbrunnen, namentlich aber im vorderen und hinteren Vorholz, traf ich, woselbst unter meiner Leitung eine zweite Abschürfung des Bodens stattfand, in geringer Tiefe Trümmerhaufen von gut behauenen Sandsteinen, stieß auf weitläufige Gußmauern, die ihrer Festigkeit halber am meisten das Staunen der Arbeiter erregten, fand Stücke von Säulen aus Granit, Vasen mit den schönsten und geschmackvollsten Verzierungen, ja sogar ein Stück Mosaik, den ich, weil er mir in den Händen zerfiel, in den früheren Fundberichten geflissentlich nicht erwähnte. Allein, was hilft es, wenn ich wiederum auf die Thatsache zurückkomme, daß unter meiner Leitung die Bloslegung immenser Fundamente geschah, die den Zulauf von hundert Neugierigen aus Nah und Fern veranlaßten und selbst der Befangenste dabei eingestehen mußte: hier haben einst fremde Völker weit großartigere Wohnsitze aufgeschlagen, als man sie gegenwärtig in Schleitheim selber sieht! Was half es, wenn ich sogar von einer römischen Inschrift zu berichten das Glück hatte, die dem Gelehrten besagen muß: der Ort war etwas mehr, als nur ein vindonissensischer Vorposten der XXI. und XI. Legion?[1]) Das sagte ich schon vor fünf Jahren und

1) Die Inschrift, auf einer Sandsteinplatte eingehauen, lautet nach Dr. Meyer:

Niemand wollte fest daran glauben, Niemand unterzog sich seither der Mühe, unsere Geschichte um hundertundfünfzig Jahre interessanter Vergangenheit mehr zu bereichern, als ich es bei einem kärglichen Maß von geistigen und materiellen Mitteln zu thun im Stande war und bin. [1])

Noch bleibt übrig, der Münzserie zu gedenken, welche Dr. Schreiber und ich in Schleitheim selbst zu sammeln sich bemühten. Ich erwähne sie, weil Münzen für jeden Ort, wo solche vorkommen, überhaupt maßgebend sind, um die Zeitfolge festsetzen zu können. Die zwei und dreißig verschiedenen Gepräge, welche der genannte Forscher sich anzueignen wußte, gehören sämmtlich der römischen Kaiserzeit an und umfassen in dieser eine Periode von nicht weniger als dreihundert und drei und fünfzig Jahren. Sie beginnen mit dem zwanzigsten Regierungsjahre des Augustus (11 n. Chr.) und reichen bis in das letzte des Magnentius. Was meine Sammlung anlangt, so ist sie zwar nicht so ausgedehnt, wie die genannte, hat dagegen den Vorzug, daß sie dieselbe an Metallwerth weit übertrifft. Während Dr. Schreiber meist nur Bronzestücke besitzt, ist es mir geglückt, mehrere von Silber zu erlangen, worunter einen hübschen, gut erhaltenen Severus, dessen Umschrift griechisch lautet und jetzt in Schaffhausen sich befindet, wohin ich ihn nebst anderen interessanten Stücken, wie auch eine Bischofsmünze von Constanz, vielleicht unklugerweise veräußerte. In Rücksicht auf die Menge der Münzen will ich nicht unerwähnt lassen, daß die meisten derselben von Nerva und Trajan herrühren, woraus sich schließen läßt, daß der römische Verkehr und Handel im Lande zu der Zeit am stärksten gewesen sein wird. Ob der Werth der gefundenen Stücke durch Gold- und Silberprägung endlich mehr auf den Großhandel, oder durch Kupfer- und Erzgepräge auf den Kleinhandel hinweist, das mögen Andere besser entscheiden, deren Combination weiter und höher geht, als die meinige. Wenn ich zudem noch, um den Gegenstand der Sache zur völligen

---

C (ornelius) I (ulius) SPINTHER
NATIONE MAC (edo) MILES LEG.
XI. C. P. F. CENT (uriae) „ „ „
„ „ IN „ „ AN (norum) XXXIII.
D (ierum) XIII. HiC SITVS EST.
„ „ „ H (eres) F (aciundum) C (uravit).

1) Nach meiner Meinung hätte es dem Archivar des Cantons längst obliegen sollen, auf Grundlage dieser neuen Entdeckungen, die in der Schweiz sonst überall von Oben protegirt werden, weiter zu führen. Wäre ich in solch' glücklicher Stellung, so würde die h. Regierung von mir unter allen Umständen eine dahin zielende Vorlage in den Händen besitzen.

Erledigung zu bringen, Stühlingen herbeiziehe, wo Physicus Wörth vor einigen Jahren ein prachtvolles Stück Mosaik entdeckte, so kann jeder unbefangene Beurtheiler nicht anders sagen, als daß dieses Fundes halber — anderweite Alterthümer sind hier noch keine zum Vorschein gekommen — der Ort wohl keinen Anspruch machen kann auf den Städtenamen Juliomagus, so wenig als Beggingen, wohin von Schleitheim aus die alte Römerstraße zog und woselbst unter manchen anderen schätzenswerthen Funden aus der Römerzeit selbst Wandmalereien, als: Blumen, Blattgewinde u. A. zu Tage traten. Nach meiner und Dr. Schreibers Ansicht werden beide Orte, von Schleitheim eine halbe Stunde entfernt, dadurch hinlänglich gewürdigt, daß man ihnen die Bedeutung eines Absteigequartiers (mutatio), oder die eines Posthauses (mansio) mit den nöthigen Remisen und Stallungen einräumt. Der deutliche Zweck derselben aber war, die Umgegend von Schleitheim rings zu schützen. Dies geschah auf eine ganz praktische Weise durch Anlegung von Castellen und Hochwarten (speculae). Der s. g. Clausen oberhalb Beggingen, die Trümmerhaufen auf St. Georgen bei Schleitheim, wo nach der Volkssage einst eine Kirche gestanden haben soll, sowie das Schloß Hohenlupfen, das auf den Grundlagen eines römischen Castells ruht, beleuchten meine Vorstellung ziemlich evident.

Eine zweite, in ihrer Art nicht minder interessante Niederlassung, war die des Heidenschlößchens, das, solange die XXI. und XI. Legion im Klettgau standen, die Wohnung eines Wachpostens an der römischen Heerstraße durch die Silva Marciana (Schwarzwald) bildete und zugleich den Zweck eines Staatsposthauses verband, wohin die Legionen von ihrem Hauptquartier Windisch aus ihre Posten ablieferten. Auffallend bleibt, daß vor dem Jahr 1795 kein Mensch auch nur eine Spur von römischen Antiquitäten an dieser Stelle vermuthete, während der Name doch an sich schon zur Genüge, wenigstens für den Alterthumsforscher, auf die Römer hinweist. Unter dem Ausdruck „Heiden" sind meist Römer zu verstehen. Ein an sich unscheinbarer Zufall führte denn endlich um das genannte Jahr auf die Wichtigkeit dieses römischen Vorpostens. Die Schwarzenbergische Regierung in Thiengen war nämlich von einem dortigen Landmann darum angegangen worden, daß sie ihm die Erlaubniß ertheilen möchte, auf dem beregten Punkt ein Haus zu bauen. Der Boden war öde Allmende, daher um so leichter auch die Concession ertheilt werden konnte. Bei Räumung des Platzes zeigten sich alsbald Fundamente eines früheren Gebäudes und zwar in Gestalt eines Vierecks: hundert und acht und dreißig Fuß lang und eben so breit. Die Entdeckung erregte allgemeines Aufsehen.

Selbst Herr von Weinzierl, damals Vorstand der klettgau'schen Regentschaft, zögerte nicht, eine weitere Untersuchung persönlich vorzunehmen. Bruchstücke von Wandmalereien, Münzen über zweihundert Stück, Backsteine und Leistenziegel mit denselben Stempeln versehen, wie diejenigen von Schleitheim, lohnten dessen eifriges Bemühen. Bei einer zweiten Nachforschung fand er einen colossalen, roh gearbeiteten Kopf von rothem Sandstein, den Dr. Schreiber für einen Jupiter hält, nebst der bedeutungsvollen, indeß schwer zu enträthselnden Inschrift C·III·H·I, d. i. Cohors tertia Hispanorum.

Diese wenigen Bemerkungen über den Zustand unseres Ländchens während des ersten Jahrhunderts werden, in ihrer Gesammtheit aufgefaßt, zum Verständniß der historischen Begebenheiten, wie ich glaube, so ziemlich hinreichen.

Die Fragen, die mich nun zunächst beschäftigen, lauten: Wann verließ die XXI. Legion ihre Standorte bei uns? Welche rückte statt ihrer auf unseren Boden? Und welche Spuren hat dieselbe von sich hinterlassen?

Man weiß, daß unter Domitian die XXI. Legion noch zu Vindonissa gelegen und daß sie an der Expedition dieses Kaisers nach Obergermanien Theil genommen hatte, sowie auch anerkannt ist, daß die militärischen Stationen jenseits des Rheins größtentheils von ihr besetzt wurden. Sie scheint aber noch während seiner Regierung entweder aufgelöst oder vernichtet worden zu sein. An ihre Stelle rückte in Windisch die XI. ein. Nach Klein geschah dieser Wechsel noch unter Domitian selbst. Aus den vielen Monumenten, die bei uns und anderwärts von ihrem Aufenthalt zeugen, ergiebt sich, daß sie lange zu Vindonissa stationirt lag. Sie wurde in die gleichen Quartiere und Stationen verlegt, welche früher die s. g. Räuberbande, die XXI., eingenommen hatte. Im Klettgau erscheint sie aber auch noch zu Altenburg, ein Ort, dessen Geschichte weder von badischen, noch von schweizerischen Forschern hinlänglich gewürdigt ist, während man bei Tschudy doch schon um ein gut Stück hätte belehrt werden können.[1]) Als Trajan zur Regierung gelangte (98 n. Chr.), stand sie immer noch in Germanien. Ob dieselbe aber unter ihm von da wegverlegt wurde und am Dacischen Krieg (101 n. Chr.) sich betheiligte, wissen wir nicht. Sie bezog später in Mösien (Serbien) neue Lager und blieb fortwährend in dieser neu erworbenen Grenzprovinz. Dio Cassius berichtet nämlich, daß

1) Dieser Umstand, daß Altenburg eine Menge römischer Alterthümer aufweist, läßt mich keinen Augenblick mehr im Unklaren, ob der Rheinfall den Römern bekannt war oder nicht.

sie zu seiner Zeit, unter Septimius Severus (193—211), nach Mösien gekommen sei. [1]) Von da an blieb unser Gebiet längere Zeit befriedetes Provinziallland und bedurfte, indem wahrscheinlich schon vor Trajan das Land zwischen Straßburg und Augsburg zum Reiche gezogen, die Donau- und Rheinlinie durch einen mit Warten und Castellen versehenen und von Regensburg bis nach Aschaffenburg und Mainz ausgedehnten Grenzwall verbunden ward, keiner weiteren militärischen Aufmerksamkeit mehr. [2])

Das charakteristische Merkmal dieser Zeiten wäre somit gefunden und wir wären damit so ziemlich am Ziele, wenn uns nicht eine Meinungsverschiedenheit von Dr. H. Meyer über den Zug der Oberdonaustraße zu weiteren Erörterungen veranlassen würde. Er sagt in seiner Geschichte der XI. und XXI. Legion: Was Germanien betreffe, so sei diese Straße bereits unter Domitian angelegt und unter Trajan fortgesetzt worden. Dieser Ansicht kann ich deshalb nicht ganz beipflichten, weil einmal die Münzfunde im Klettgau, der zu Germanien gezählt wurde, in großer Zahl bis auf Augustus hinuntergehen, und dann, weil Arae Flaviae (Rottweil a. N.) von Vespasian gegründet war, ehe Domitian nur einen Fuß in das oberrheinische Germanien setzte. Unterliegt dies keinem Zweifel, so sehe ich nicht ein, warum nicht vor Domitian die Oberdonaustraße von Windisch über den Rhein und Klettgau mindestens bis Bräunlingen (Brigobannis) [3]) hätte führen müssen, von wo aus die Communikationslinie allerdings unter Trajan theils über Rottweil bis tief nach Schwaben hinein, theils ostwärts an die Donau geführt wurde. Meines Erachtens deuten alle Anzeichen darauf hin, daß die Oberdonaustraße, soweit sie unser Gebiet und die Strecke von Schleitheim nach Bräunlingen und Rottweil berührte, bereits zu Vespasians Zeiten ausgeführt war. [4]) — Dieselbe zog von Windisch nach Burg [5]), wo allgemein Tenedo angesetzt wird und auch längere Zeit eine Abtheilung der XI. Legion sich befand; ging über den Rhein

1) Cfr. lib. 55, 23.

2) S. von Gock, der römische Grenzwall.

3) Der Name ist vollständig gallisch und heißt zu deutsch „Berggürtel, ein von Bergen eingeschlossener Platz".

4) Auf derselben befanden sich die Militärstationen: Vindonissa, Tenedone, Juliomago, Brigobanne, Aris Flaviis und Samulocenis.

5) Entgegen dieser allgemeinen Annahme setzt Dr. Mone das auf der Peutinger Tafel vorkommende Tenedo nicht hier, sondern in dem Dorfe Hohenthengen an, indem er sich hauptsächlich auf die grammaticalische Gleichheit von Thengen und Tenedo beruft. Verschieden davon sei Thiengen bei Waldshut, welches im Mittelalter Tüngen heiße.

nach Rheinheim, welches reich an Alterthümern ist, lenkte den sanften Abhang von Dangstetten hinauf — der Ort trägt einen halblateinischen Namen, nämlich statio — und kam über den Hügel von Bechtersbol am Fuße des Küssachberges vorüber. Hier, zwischen dem Dorfe Küßnach und dem Schloße Küssachberg, lief ein uralter Seitenweg ostwärts aus, altes Sträßle genannt, und zwar mitten über den Hundsrücken nach dem römischen Altenburg. Die Berichte der Umwohner dieses Weges nennen es auch den Weg nach Rom und sagen, es habe bis nach Hohentwiel geführt. Solche Ueberlieferungen sind sehr beachtenswerth. Man ist eigentlich überrascht, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Römer auch nach dieser Seite eine Straße hatten, um an die Donau zu gelangen. Der Zug derselben ist der kürzeste und geradeste, den die Gegend erlaubt. Von Altenburg führte er über Jestetten, Hofstetten, alles Orte mit römischen Namen, nach Schaffhausen, welches damals zwar noch nicht bestand, aber doch wahrscheinlich an der Stelle des jetzigen Munot ein römisches Castell erbaut war[1]); ging sodann nach Ebringen (Eburum), Hohentwiel und Altdorf, ein römischer Ort, durch welchen die Straße das Thal hinauf nach Hattingen lenkte, und dann nach Tuttlingen, welches durch eine Burg gedeckt war, deren Trümmer noch Homberg heißen.

Von dem Hügel von Bechtersbol senkt sich, um wieder auf den Hauptzug zurückzukommen, die Straße der Peutinger Tafel in das offene Thal des Klettgaues hinab, welchen sie quer durchschneidet. Hier gegenüber dem Hügel, auf dem das s. g. Heidenschlößchen sich befand, bildete sich ein Straßenknoten, in dem sie mit der Römerstraße, welche am rechten Rheinufer von Basel heraufzog, zusammentraf. Unter dem Namen Hochstraße lenkt dieselbe alsdann dicht an Erzingen vorbei über Oberhallau

---

1) Erinnere ich mich recht, so giebt es in der Nähe des Munots einen Hügel, den die Leute Emers- oder Ramisberg nennen, d. i. Römerberg. Es ist dieser Name eine Ueberlieferung, die achtzehnhundert Jahre zurückgeht, und da man nicht geneigt sein darf, dem Volk eine so lange, wiewohl unbewußte Erinnerung beizumessen, so muß ich sie nachweisen.

Die Deutschen haben das römische Volk auf mehrfache Weise benannt. Sie hörten keinen anderen Namen, als Romanus. Diesen werden sie also zuerst deutsch gemacht haben. Das konnten sie mit bloßer Auslassung des U, Romans, im Genitiv Romanas. Diese älteste Form kommt aber nicht vor, weil die Schriften nicht soweit zurückgehen, wohl aber die etwas jüngere Roman, Romanes. Dieser Genitiv wurde im späteren Mittelalter zusammengezogen in Romes, Roms, oder mit vorwaltendem A in Rames, Rams (Ramsen!), oder mit U für O in Rumen, Rum.

durch den s. g. Romen, jetzt „Homen" genannt,[1]) bis nach Siblingen, von wo die Straße auf näherem Wege den Berg hinauf nach Schleitheim einmündete. Von diesem Ort führte hernach die Straße nach Beggingen zur s. g. Füetzemer Zelg über den Pfaffenacker und das Gewann „Uf Stroß" nach Füetzheim (Ad fauces), kam nach Bräunlingen und verzweigte sich hier einerseits nach Rottweil und Rottenburg, anderseits nach Villingen in das Kinzigthal hinab nach Straßburg.

Ueberblickt man diese Straßenzüge, so wird die vollständige und dauernde Besetzung des Landes durch die Römer deutlich. Und es sind noch nicht alle, indem ich der Vicinalwege zwischen den Dörfern noch zu gedenken hätte. Ich lasse sie jedoch unberührt, da die Untersuchung derselben mich offenbar zu weit führen würde. Aus dem Wenigen, was ich anführen mußte, wird Jedermann zum Voraus den Schluß ziehen können, wie viele Ansiedlungen, Höfe, Dörfer und Burgen dazwischen lagen; wie die Fundorte römischer Alterthümer nicht als vereinzelte Seltenheiten, sondern im Zusammenhang mit der ganzen Eroberung zu betrachten sind, und die römischen Ueberreste nicht als bloße Spuren einer abgeschnittenen Vorwelt, sondern als Anfänge und Grundlagen des jetzigen Lebens theilweise aufgefaßt werden müssen. Betrachtet man die Geschichte unseres Ländchens in einer organischen Entwicklung aus der alten Welt, so wird sie um ein gut Theil verständlicher.

Ich kehre jetzt gleichsam aus dem Einzelnleben, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, wieder in das Gesammtleben zurück, damit Zusammenhang und Einheit in all' die disparaten Erscheinungen komme.

Mit Anfang des dritten Jahrhunderts, bis wohin ich unsere Geschichte freilich ohne den geschichtlichen Faden und hie und da auch anticipationsweise nur durch das Mittel der Forschung erzählte, begannen bereits die Grundfesten der römischen Herrschaft dem Rhein und der Donau entlang zu wanken. Schon seit den Zeiten Antonin's (161—180) waren die deutschen Völker in einer allgemeinen Bewegung gegen Rom. Es hatte ein furchtbarer Kampf stattgehabt, welcher die früheren Bünde in erneutes Leben rief und dessen wechselndes Glück zu Verträgen führte, wodurch die Deutschen eine vortheilhafte Stellung gegen die Römer ge-

1) Ich fand diesen Flurnamen im Zinsbuch von Constanz, Jahrg. 1464; unter der Rubrik Gächlingen merkte ich mir zugleich den Ausdruck „Hochstrauß", eine Bezeichnung, die gleichbedeutend mit Hochstraße ist und so benannt, weil bei uns die römischen Wege aufgeworfen und mithin höher waren, als ihre nächste Umgebung.

wannen. An der Donau bedrohte längst der markmännische Bund die Grenzen des Reichs und um das Jahr 213 wird schon die Verbindung der Allemannen genannt. Jenes entsetzliche Scheusal, das man Caracalla zu nennen pflegt, erbitterte die Gemüther derselben auf's Heftigste. Er ließ einstmals ihre junge Mannschaft vor sich versammeln, unter dem Vorwande, sie in Sold zu nehmen. Plötzlich aber gab er ein Zeichen, worauf die allemannischen Jünglinge von seinen Schaaren umringt und niedergehauen wurden.[1]) Diese Grausamkeit entzündete schnell einen Krieg. Am Mainfluß kam es zu einem zweideutigen Treffen. Von dem an sehen wir sie beinahe ein volles Jahrhundert lang im Kampf mit der römischen Macht, um dem verhaßten Feinde die wohlbebauten Ansiedlungen der Gallier diesseits des Rheines zu entreißen. In solcher Gefahr baute der rheinische Befehlshaber Posthumius sieben Jahre hindurch Festungswerke zur Verwahrung der Grenzen. Allein diese Schutzmittel hinderten die allemannische Rache nnd Tapferkeit nicht, ihre Beute zu verfolgen. Von dreizehn Nachfolgern Caracalla's war Kaiser Probus (276—282) der einzige, welcher mit entschiedenem Glück gegen die deutschen Völker stritt. Schon hatten sie sich des linken Rheinufers bemächtigt und gegen siebenzig Städte unterworfen. Da erschien der große Kaiser und reinigte Gallien von seinen Bedrängern. Die Allemannen, welche im Besitz des Grenzlandes waren, trieb er (277) bis über den Neckar und die rauhe Alp zurück, worauf der durchbrochene Grenzwall, bekannt unter dem Namen Landhag, wieder hergestellt und mit neuen Wällen vermehrt wurde. Indeß vermochten weder die Siege und Grenzwerke des Probus, noch die Einsicht seines Nachfolgers Diokletian (284—305) das fallende Reich zu halten. Beide mußten es sich gefallen lassen, die Besitzungen zwischen dem Rhein und der Donau aufzugeben. Und nun kam man wieder auf die alte augusteische Grenze zurück: es entstand eine neue Militärgrenze längs des Rheins mit dem Hauptquartier Kaiser Augst (Castrum Rauracense). Der nämlichen Vertheidigungslinie gehören die großen Bauten an, die Diokletian und Maximian in Oberwinterthur (Vitudurum) und Stein am Rhein (Ganodurum)[2])

1) Sonst liebte er am meisten die allemannischen Jünglinge bei seiner Leibwache, wie die Römer denn allezeit die deutschen Riesenleiber bestaunten und die Schönheit derselben priesen. So schreibt Auson. idyll. VII. von Bissula, einem gefangenen suevischen Mädchen von der Donau: „Blau ist sie von Auge, blond von Haar, ein Barbarenkind, hoch über den Puppen Latiums; willst du sie malen, so mische Rosen mit Lilien."

2) Clüver und d'Anville vermuthen, das Ptolomäische Ganodurum sei blos das unrichtig benannte Salodurum (Solothurn).

aufführen ließen. Es war dies aber ein rein nutzloses Beginnen. Nach einigen Jahren überschwemmten die deutschen Völker beinahe ganz Gallien und die Allemannen besonders nahmen nicht nur abermals das römische Vorland (Grenzland) ein, sondern auch viele angrenzende Gegenden jenseits des Rheines und der Donau. Und jenes blieb ihnen nun fortan, so oft sie auch besiegt und über diese Ströme zurückgedrängt wurden.

Zu Rom hatte sich inzwischen eine große Veränderung zugetragen. Bei der mehr und mehr sinkenden Macht des Reiches gedachte Kaiser Constantin der Große durch eine neue Organisation des Staates Allem wieder neue Festigkeit zu geben. Er suchte die vielen Mängel sowohl in der Verwaltung, als auch der Vertheidigung zu verbessern. An die Stelle der alten Götter erhob er das Christenthum zur Staatsreligion (312), wodurch der ganze Olymp in die Flucht geschlagen wurde und vor dem so einfachen Menschensohn von Nazareth zurücktrat.[1]) Er verlegte auch seine Residenz nach Byzanz, weil die meiste Gefahr fremder Einbrüche von Nordosten herkam. Das ganze Unternehmen konnte aber bei einem so entnervten Geschlecht nicht gelingen. Es half kein Eifer, keine Anstrengung. Das morsche Weltreich blieb die Beute der deutschen Völker! Die damaligen Zeiten waren so verdorben, daß selbst große Seelen nicht einmal mehr errötheten vor jeglicher Art von Treubruch und Grausamkeit gegen Freunde und Feinde. Constantin selbst liefert einen starken Beleg der empörendsten Abscheulichkeiten.[2]) Ich mußte seiner auch gedenken, weil nach seinem Tod (337) die Oberdonaustraße von Windisch nach Augsburg für Rom verloren war und unsere römische Geschichte damit eigentlich abschließt. Aber noch war die Agonie nicht zu Ende: wir wollen sehen, wie das römische Leben in seinem Bestande sich vollständig auflöst.

Während eines schändlichen Krieges zwischen den ungerathenen Söhnen und Nachfolgern des Constantin, erhoben die Deutschen sich mit erneuerter Kraft. Wie im Süden der allemannische Bund die römischen Provinzen bedrängte, so that dies im Norden ein gleich mächtiger, der Bund der Franken. Diese durchzogen das ganze nordöstliche Gallien und

---

1) Ich bemerke dies nicht ohne Grund. Man weiß, daß auch nicht ein Tempel heidnisch blieb. Selbst die Statuen wurden zum Christenthum bekehrt: Minerva wurde zur Jungfrau Maria; Venus nahm den Schleier und wurde zur büßenden Magdalena; der olympische Zeus wurde Simon Petrus getauft.

2) Cfr. Eutrop. brev. hist. Rom. X, 7.

brachen die festen Städte, die es verwahren sollten. Die Allemannen, unter der Anführung der fürstlichen Brüder Gundomar und Vadomar, drangen bis an den Jura hinauf. Hier begegnete ihnen Constantius, welcher sich über den Leichen seiner Brüder und Mitregenten zum Alleinherrscher emporgearbeitet hatte. Glücklich zogen sie sich über den Rhein zurück; aber die Römer folgten ihnen bis an das Ufer. Als sie bemerkten, daß der Feind es versuche, in der Gegend von Basel eine Brücke zu schlagen, vereitelten sie durch einen Hagel von Pfeilen dessen Bemühen. Da bot Constantius Frieden an (354). Allein schon im folgenden Jahr brachen die Allemannen den Friedensschluß und drangen aus ihren ererbten und erkämpften Fluren in die hohen Alpen Helvetiens, um sich derselben zum Schutze ihres Rückens zu bemächtigen. Constantius stellte sich ihnen auf den caninischen Feldern gegenüber. Sein Feldherr Arbetio sollte da, wie Ammianus Marcellinus so hübsch erzählt, wo der junge Rhein mit jugendlichem Ungestüm grauenvolle Felsen durchbricht und sich zwischen mächtigen Klippen durchwindend, in den schönen Bodensee einfließt, ohne sich noch zu einem sanften Fluße abzukühlen, — da sollte er den Allemannen in die Seiten und in den Rücken fallen, um sie abzuschneiden von ihrem Lande. Die Allemannen durchschauten diesen Plan und wendeten ihn selbst gegen die Römer an. Es kam zu einem verworrenen Fechten, das für beide Theile mit Erschöpfung endete. Constantius hatte hierauf in Persien und zugleich in Gallien gegen die Brüder Magnentius und Decentius zu kämpfen, welche sich zu Gegenkaisern aufgeworfen hatten. In dieser gefahrvollen Lage munterte Constantius durch Geld die Allemannen und Franken auf, gegen seine beiden Gegner in Gallien einzudringen. Den deutschen Völkern war dieser Antrag sehr willkommen. Sie zogen in mächtigen Schaaren nach Gallien und besiegten nach schwerem Kampf die beiden Gegenkaiser, die sich vor der Schmach der Gefangenschaft durch freiwilligen Tod retteten. Die Allemannen, welche das Land als ein bleibendes Eigenthum betrachteten, zogen immer mehrere ihrer Landsleute dahin, um sich in demselben häuslich niederzulassen. So aber hatte es Constantius nicht gewollt. Er suchte daher dieser lästigen Gäste wieder los zu werden und schickte seinen Feldherrn Silvan gegen die Franken am Niederrhein; er selbst aber wollte von Basel aus die Allemannen unter ihren mächtigen Fürsten Gondomar und Vadomar angreifen. Es waren aber im Heere des Constantius allemannische Heerführer. Diese wollten ihre Schwerter nicht mit dem Blute ihrer Brüder beflecken und vermittelten einen Frieden.

Silvan wurde als verdächtig ermordet. Es strömten daher die Franken ungehindert von Norden immer tiefer in Gallien ein und zerstörten Vesten und Städte. Die Allemannen hielten es jetzt an der Zeit, ihr neues Besitzthum mehr zu sichern. Sie bemächtigten sich daher der Rheinstädte und Vesten bis zum Bodensee, zerstörten dieselben und lagerten sich nach ererbter Sitte unter freiem Himmel, um stets zum Angriff bereit zu sein. Constantius, von den Sarmaten und Quaden an der Donau bedroht, sah sich gezwungen, seinen früher von ihm verbannten Neffen Julian nach Gallien zu senden (355). Dieser, in Athen mehr für die Wissenschaften, als für den Krieg erzogen, sah sich zu schwach, mit den Allemannen und Franken zugleich einen Kampf zu bestehen. Er schloß daher mit den Letzteren Frieden und lockte Söldner aus ihnen in sein Heer. Darauf griff er die Allemannen von Vienne aus an, trieb sie in beständigem Kampf bis an den Rhein und bemächtigte sich unterhalb Straßburg der Stadt Brocomagus. Hier kam es zu einer Schlacht, in welcher die Allemannen siegten. Nun ging es über Arbetio, welcher aus dem Lande der Rauracer auf zwei Schiffsbrücken in den Breisgau eingefallen war. Die Allemannen erlangten einen abermaligen Sieg. Ein solches Waffenglück steigerte ihre Kriegslust und ihren Muth. Fünf Fürsten, zehn fürstliche Abkömmlinge und viele Edle ihres Landes zogen mit ihren zahlreichen Geleiten über den Rhein. So kamen 35000 kampflustige Krieger zusammen: Alle Mannen. An ihrer Spitze strahlte im Waffenglanze ihr sieggewohnter Fürst Chnodomar. Ihm zur Seite stand sein thatendurstiger Neffe Serapio. So zogen sie ungehindert bis Lyon. Julian kam ihnen von Sens entgegen und schlug vier Meilen von ihnen sein Lager auf. Dahin entsandte Chnodomar mehrere seiner Edlen mit dem Auftrage, von Julian die Abtretung des Landes zu verlangen, das sie durch Tapferkeit errungen und in welches die früheren Cäsaren selbst sie gerufen und es durch Verträge ihnen zuerkannt hätten; wolle er dies nicht freiwillig thun, so solle das Schwert entscheiden. Anstatt zu antworten, ließ Julian die Gesandten festnehmen und beeilte sich, die Allemannen unversehens zu überfallen. Aber mehrere allemannische Reiter hatten die Bewegung des römischen Heeres beobachtet und davon in Eile den Kampfgenossen im Lager Kunde gebracht. Diese rafften schnell ihre Habe zusammen und zogen sich zurück bis zu einem passenden Kampfplatze. Den fanden sie in der Nähe von Straßburg (357). Es entspann sich ein mörderischer Kampf daselbst, der für die Allemannen zu großem Nachtheil ausfiel. Die Folge ihrer Niederlage war, daß sie alles Land ver-

loren, was sie jenseits des Rheines eingenommen hatten, und daß Julian sofort über den Strom setzte, um ihnen einen vortheilhaften Frieden abzunöthigen. Dies geschah aber nicht so leicht. Nach drei Jahren erst gelang es ihm durch grausame Verheerungen, durch elende Intriguen und Verrätherei die Stämme der Allemannen durch ein Jahrgeld, das er ihnen zahlte, zur Ruhe zu vermögen. Nun berichtete Julian in seinem Stolze nach Rom, daß er Gallien den Barbaren wieder entrissen, einen Theil Allemanniens dem römischen Reiche unterworfen und dessen Fürsten zinsbar gemacht habe. Dieses vermehrte den Neid und die Eifersucht des Kaisers Constantius. Er verlangte daher von Julian die besten Legionen zu einem Zuge nach Persien. Diese aber weigerten sich, dahin zu ziehen, und riefen ihren Feldherrn Julian in Paris zum Kaiser aus (360). Damit dieser nicht Zeit gewinne, nach Rom zu kommen, um daselbst den Purpur zu empfangen, reizte der Kaiser den Fürsten Vadomar, in Rätien verheerend einzufallen und so Julian zu beschäftigen. Und wirklich sah Julian bald darauf die Grenzgebiete Rätiens von Vadomar verwüsten. Er schickte seinen Unterfeldherrn Libino gegen ihn. Dieser aber erlitt eine große Niederlage bei Säckingen;[1]) er selbst blieb im Treffen und der Rest seines Heeres ergriff die Flucht. Julian suchte hierauf Frieden zu schließen durch ein Jahrgeld, welches er an die Großen der Allemannen zu entrichten versprach.

Da er so Gallien vor einem Ueberfall der Allemannen gesichert glaubte, zog er über die Rheingaue und den Schwarzwald an die Donau gegen Constantius. Dieser war eben in ein Fieber verfallen, woran er starb (361). Auf diesem Zug stieß Julian, der mit seinem Heer von Vitudurum in der Gegend von Marthalen (Martia vallis) angekommen war, auf starke allemannische Heereshaufen, deren Angriff das von Tiberius auf der Höhe von Rheinau angelegte Castell bloßgesetzt war. Ein Schwarm dieser Barbaren hatte sich demselben gerade gegenüber zusammengezogen und da, wo gegenwärtig das klettgau'sche Dorf Altenburg ist, hart am rechten Rheinufer sich gelagert, auch eine Verschanzung aufgeworfen, weil sie jeden Augenblick den Angriff des Cäsaren besorgten. Auf der Rheininsel, wo jetzt das Kloster steht, hatten sich die Allemannen festgesetzt und dabei den großen Vortheil erlangt, daß sie die römische Besatzung unaufhörlich beunruhigen konnten. Mit scharfem Blick sah Julian die Situation der Dinge sogleich ein und entschloß sich zum Angriff auf die Insel und

1) Non procul Sanctione oppido. Ammian.

auch auf die feindliche Stellung selbst. Es gelang ihm unter starkem Verlust Herr über den Feind zu werden.[1]) Durch diesen kühnen Handstreich schaffte Julian den osthelvetischen Grenzen für eine Zeitlang Ruhe. Nach seinem Tode, der ihn zwei Jahre später auf einem Heereszuge nach Persien ereilte, ward jedoch das Castell von den Allemannen abermals angegriffen und zerstört. Von Valentinian, der vom Heer zum Kaiser ernannt wurde (363), soll das Festungswerk wieder neu hergestellt, nach der Angabe L. Haller's sodann von den Hunnen verbrannt worden sein. Dasselbe berichten auch die Annalen des Klosters. Das Münz- und Antiquitätencabinet desselben, um auch davon noch ein Wort zu reden, enthält eine hübsche Sammlung von Silber- und Kupfermünzen, die theils am Orte selbst, theils bei Altenburg entdeckt worden sind. Die meisten derselben sind zwar nicht älter als Aurelian, Probus und Diokletian und gehen gewöhnlich bis auf die Constantine und den Magnentius; doch hat man auch nach dem Katalog, der von dem gelehrten Capitularen Harzer verfertigt wurde, deren besonders in Rheinau selbst von dem Valentinian, Gratian und Arcadius verschiedene gefunden. Außer diesen Münzen aber zeigte man mir auch in jenem Cabinete Speer- und Pfeilspitzen; das Merkwürdigste aber sind zwei Bilder, die auch schon L. Haller zu Gesicht gekommen sein sollen, zwei Bilder von Erz, von denen das eine den Jupiter, mit dem Adler zu seinen Füßen, darstellt, während das andere mehr einem rohen Götzenbilde mit ausgebreiteten Armen ohne Hände gleicht. Diese beiden Bilder sollen nach der herrschenden Sage ehemals mittelst Einwirkung des bösen Geistes deutlich geredet und den Leuten in der umliegenden Gegend ihre Orakelsprüche ertheilt haben.

Auch Valentinian unternahm mehrere Feldzüge gegen die Allemannen. Er verstärkte zunächst die Rheingrenze, wie es selbst Julian nicht ausführen konnte. Ohne dieselbe aber behaupten zu können, endigte seine Thätigkeit nach wechselvollem Glück mit einem Frieden, wonach den Allemannen endlich für bleibend jenes Land überlassen wurde, das ihnen Constantius zugesichert und um dessen Behauptung sie seither mit soviel Aufwand von Kraft und Blut gekämpft hatten. Den Vortheil dieses

1) Wenn ich in Bezug auf dieses Treffen beinahe wörtlich L. Haller gefolgt bin und secundär dem Ammianus Marcellinus (Rer. gest. XVI, 31), so geschah es deßhalb, weil mir eine andere abweichende Meinung bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Diese Erzählung rührt übrigens von dem gelehrten rheinauischen Capitularen van der Meer her, und Haller wird Gründe gehabt haben, um diesem sehr verdienten Benediktiner folgen zu dürfen.

Vertrags verdankten sie besonders dem Fürsten Makrian, der, wie einst Chnodomar, als die leitende Seele seines Volkes den Römern furchtbar geworden war. Als die Abschließung des Friedens vor sich ging, sah man ihn, das Oberhaupt eines kleinen allemannischen Stammes, den Kaiser mit stolzer Miene empfangen! So weit war der römische Adler gesunken!

Den letzten Sieg über die Allemannen erfocht Gratian, der Sohn und Nachfolger Kaiser Valentinians. Es waren die Lenzer, welche seit jener Aktion durch Arbetio ruhig und unangetastet ihren Gau bewohnt hatten. Als sie aber jetzo erfuhren, das römische Heer sei abgezogen, so machte sich ihre kriegslustige Mannschaft auf, um in Rätien und Gallien einzufallen. Allein der neue Kaiser kehrte um, und ein Theil seiner Truppen begegnete den Lenzern unweit der Grenze ihres Landes bei Argentaria oder Langenargen am Bodensee. Schnell und heftig entbrannte der Kampf. Die Allemannen fielen mit einem Heere von 40,000 Mann, wozu der Hegau, Klett-, Alb- und Breisgau Zuzug lieferten, auf den Feind und zwar so ungestüm, daß er alsbald wankte und wich. Die Sieger überließen sich sorglos ihrer Freude. Da erschien plötzlich Gratian mit einem frischen Heere. Das Glück hatte sich auf die Seite der Römer gewendet, die sich hernach mit einem Frieden, den ihnen die Lenzen antrugen, gern begnügten.

Bald nach Gratian, der im Jahr 383 ermordet wurde, drangen die deutschen Völker immer mit gewaltigeren Schaaren über den Rhein und die Donau in das Innere des römischen Reiches ein; nach Verfluß von kaum drei Menschenaltern war es vollends gestürzt und der deutsche Fürst Odoaker saß mit dem Titel „Patricius Romanus" auf dem Thron, welchen Kaiser Augustus 476 Jahre früher eingenommen hatte.

Zweiter Abschnitt.

Ansiedlung der Allemannen.

Seit der Besitznahme des Grenzlandes durch die Allemannen bis zur völligen Verdrängung der römischen Waffen von den Ufern des Rheins waren über hundert und fünfzig Jahre verflossen. Während dieser Zeit

geschah in verschiedenen Perioden auf verschiedene Weise, überhaupt unter fortwährenden Stürmen, die Niederlassung unserer allemannischen Vorfahren in den besseren Gegenden zwischen dem Rhein, der Donau und dem Bodensee. Wenn die Gefahr des hereinbrechenden Feindes nahte, verließen die römischen Beamten und Oberkeiten, die Reichen und wer mit ihnen Furcht hegte, ihre Wohnorte und flohen nach Gallien. Die Unterthanen, die Landleute, die Nachkommen jener gallischen Einwanderer aber blieben; ihr Dasein war an den Boden geknüpft, welchen sie bebauten. Die feindliche Verheerung traf auch nicht sie, sondern allein die Städte, Castelle, Mauern, Thürme der Römer und jene Anstalten der Ueppigkeit. Freilich besetzten nun die Allemannen die besten Güter des Landes und machten deren Eigenthümer zu ihren Knechten oder Hintersassen, ein Loos, das aber noch lange nicht so schlimm war, als der Druck, welchen das Volk in den letzten Zeiten der römischen Herrschaft erdulden mußte. Wir haben den Flor des Grenzlandes nur in spärlichen Umrissen gesehen, doch ohne Bedauern sehen wir Alles in namenlose Trümmer zusammenbrechen, was die römische Hand aufgerichtet. Die ganze Cultur hatte für die Menschheit wenig Ersprießliches. Sie entstand erst, als in Rom der alte ernste Geist schon erloschen war. Eine Cultur, welche mit dem äußersten Sittenverderbniß Hand in Hand geht und den Zerfall aller moralischen und physischen Kraft herbeiführt, hat sicher kein Recht auf Achtung.

Ein neues Leben aber ergoß sich über das Land durch die Ansiedlung der Allemannen. Städte gründeten sie keine, noch weniger errichteten sie Bildsäulen und Altäre; sie waren unerfahren in Kunst und Wissenschaft; sie begnügten sich mit den nothwendigsten Bedürfnissen; aber die ungeschwächte Kraft ihrer starken Natur, die Reinheit ihrer Sitten, der Geist der Freiheit in ihrer Verfassung waren weit bessere Grundlagen des Glücks und der Tugend, als eine entnervte, sclavische Cultur.

Das allemannische Volk bestand aus Sueven oder Schwaben, welche ein Hauptglied in der großen deutschen Völkerfamilie waren. Kein Stamm hatte ein reicheres Schicksal, keiner war muthvoller, keiner so kräftig. Was man den Allemannen als Schattenseite vorwerfen konnte, war meist eine Folge der langen Kriege, welche sie führten. Diese Lebensart erzeugte jene Raubsucht und jene Rauheit der Seele, die von den römischen Schriftstellern als so barbarische Untugenden geschildert werden.

Da die Allemannen am meisten und längsten mit den Römern im Verkehr standen, so war ihre Bedeckung und Bewaffnung reicher, als die der übrigen Deutschen. Sie trugen Beinkleider und Wamse von Lein-

wand, Thierfelle als Mäntel und das lange Haupthaar am Wirbel in einen Busch zusammengebunden. Neben der Lanze, neben der Pfrieme, einem kurzen Wurfspieß, führte der Krieger ein langes Schwert, eine steinerne Streitart, Bogen und Pfeile. In Allem unterschied sich der Vornehme durch mehrere Verzierung von dem Gemeinen. Bei allgemeiner Landesnoth wurde der Heerbann aufgeboten. Sonst war das Geleitwesen bei den Allemannen sehr ausgebildet; man darf annehmen, daß die meisten ihrer Feldzüge nach Gallien durch Geleitsmannschaft geschahen. Die Führer derselben nannten die Römer gewöhnlich Könige; außerdem erlitt dieses Wort keine Anwendung, denn nur im Kriege duldeten die Deutschen die Obergewalt eines Einzigen. Das Verhältniß, worin die Allemannen nach der Einnahme des Grenzlandes mit anderen deutschen Völkerstämmen standen, war ein völlig unabhängiges. Sie lebten unter ihren Richtern und Herzogen frei und selbstständig nach der ererbten Verfassung. In einigen Stücken mochte sich dieselbe zwar verändert haben, im Ganzen aber blieb der alte Geist bei der fortdauernden Herrschaft auch den althergebrachten Sitten. Als das Volk den Besitz seiner Eroberung gesichert sah, schätzte man das Terrain und vertheilte es hubenweise durch das Loos unter die Zahl der freien Männer. Jeder erhielt seine Hube[1]) oder sein Bauerngut zu einem erblichen Familienbesitz, welcher rücksichtlich der Eintheilung den Namen Hof und rücksichtlich der Vertheilungsart den Namen Allod[2]) bekam.

Natürlich war es, daß die Lage oder Abgeschiedenheit einer Gegend deren Bewohner zu einer näheren Verbindung unter sich, zu einer Genossenschaft veranlaßte. Der ursprüngliche Anbau der Rheingegenden durch die Gallier war nur stellenweise geschehen, in größerer oder kleinerer Ausdehnung. Hiernach richteten sich auch die Ansiedlungen der Deutschen. Wo eine Gegend durch ihre Cultur oder vortheilhafte Lage anzog, vereinigte sich die Bevölkerung und verbreitete sich alsdann von da aus in

---

1) Das angebaute Land theilte man am gewöhnlichsten in Huben, deren eine gegen vierzig Morgen betrug und Manse hieß, wenn sie bewohnt wurde. In Schleitheim, Gächlingen und Rheinau (Halbinsel) bestehen heute noch diese Ausdrücke.

2) Das Wort Allod ist zusammengesetzt von ot Gut und der verstärkenden Vorsilbe all oder al, also freies Eigengut; den Gegensatz davon bildet später das Wort Feot oder feudum von fe, foi, und ot, also ein für Treue verliehenes Gut, Treugut.

ihren gemeinschaftlichen Interessen, bis eine Bergreihe, ein Fluß oder Wald derselben ihre Grenzen setzte. Der Fluß aber, oder der Ort, in dessen Gefilden sich die erste Bevölkerung vereinigt hatte, gab hernach dem ganzen Bezirke auch seinen Namen. Auf solche Weise haben sich die Gaue gebildet, welche zugleich eine geographische und politische Abtheilung der deutschen Völkerstämme waren. In Gegenden, wo kein Ort hervorragend und wichtig genug war, um zur Bezeichnung des ganzen Gaugebietes dienen zu können, entlehnte man dieselbe von dem Hauptfluß, welcher es bewässerte, oder von irgend einer Beschaffenheit, welche die Landschaft charakterisirte.

Diese Abtheilung des eroberten Landgebietes in Gaue (pagi) war bei den Deutschen ursprünglich, erhielt aber ihre bestimmtere Ausbildung in politischer und militärischer Beziehung erst durch die fränkische Monarchie. Zur Zeit Kaiser Karl des Großen hatten unsere Gaue schon sämmtlich ihre namentlich bezeichneten Grenzmarken, wie ihre genaue innere Eintheilung in Hunderten (centena) und Zehnten (decania). Zehen Höfe nämlich standen in einer Gemeinschaft, welche der späteren Vogtei entsprach, zehen solcher Zehnten aber machten eine Hunderte, deren Begriff ungefähr einem heutigen Gerichtsbezirk beikam, und mehrere solcher Hunderten bildeten den Gau oder die Grafschaft (comitatus), welche den Rang eines schweizerischen, mittelgroßen Cantons einnahm. Aus den Gauen alsdann bestand das Land oder das Herzogthum (ducatus) und aus den Herzogthümern die Monarchie oder das Reich (regnum).

Ganz natürlich hatten sich nach diesen Land- und Gebietsabtheilungen auch die Einrichtung und Verwaltung des Gerichts- und Kriegswesens gestaltet. Es gab Hof-, Cent- und Gaugerichte, über welchen allen das Landgericht zu stehen pflegte. Die Cent- und Gaugrafen aber waren nicht allein die Obmänner (Oberrichter) ihrer Distrikte, sondern auch die Hauptleute und Anführer im Krieg. Das Volksaufgebot in politischer Beziehung hieß Hermannei, in militärischer der Heerbann. Jeder freie Mann war zu jenem berechtigt und zu diesem verpflichtet. Andere Lasten und Leistungen als eben für den Krieg kannte man anfangs keine. Man wußte nichts von regelmäßigen Steuern und Abgaben: die Fürsten lebten von ihrem eigenen Grundbesitz. Die öffentlichen Beamten aber, die Grafen, die Centner und dergleichen erhielten später als Besoldung gewisse Lehnstücke vom königlichen Gute in ihren Gebietstheilen. Ueberall tritt der Geist der Freiheit in den Vordergrund.

In ihrem Gerichtswesen sind die Freiheit des Einzelnen, Ehre, Gut

4

und Leben ebenso gesichert, als in unseren künstlichen Gesetzgebungen der Gegenwart. Ein geschriebenes Gesetzbuch hatten die Allemannen nicht; ihre Rechte wurden von Mund zu Mund überliefert, und in streitigen Fällen entschied der Richter nach den Aussagen der ältesten Männer, oder durch das Ordale, welches auf dem Glauben beruhte, daß die göttliche Gerechtigkeit im Zweikampf sich an Demjenigen bezeugen werde, der das Recht besitze. In Criminalsachen galt kein inquisitorisches Verfahren; man kannte ein solches gar nicht, sondern die richterliche Entscheidung wurde auf den Eid der Zeugen gegründet, eine Gewohnheit, welche aus jener alten Tugend der Treue und Redlichkeit herfloß. Kein Verbrechen wurde mit dem Tode bestraft, sondern mit Geld abgebüßt. Die Bußen für Diebstähle und Beschädigung fremden Eigenthums standen sehr niedrig, ein Beweis, daß solche Vergehen wenig vorkamen. Das allemannische Recht enthielt sodann noch einige kurze Bestimmungen zur Verhinderung übermäßigen Reichthums, der vielleicht überall eine freie Verfassung gefährdet. Außerdem beschäftigte es sich vielfach mit den Pferden, Ochsen, Kühen, mit den Jagdhunden, Bären und Wölfen, woraus auf den Hauptreichthum und die Lieblingsbeschäftigung der Allemannen zu schließen ist. Ueberhaupt aber bestand dasselbe mehr aus Gesetzen gegen den Mißbrauch der Kraft, als gegen den Mißbrauch des Verstandes.

Die Leibeigenschaft und Knechtschaft war den Deutschen ursprünglich unbekannt. Von den Römern lernten sie dieses Verhältniß aber nicht allein kennen, sondern auch gebrauchen. Sie hatten wohl eine große Zahl von Leuten, welche sich aus Mangel an Grundbesitz in die Abhängigkeit, in den Dienst und Schutz der sogenannten Vollbürger begeben mußten. Dieses Unglück traf auch Denjenigen, der die Buße seiner Verbrechen oder Frevel nicht bezahlen konnte, oder den Loskauf von der Selbstrache nicht zu bewirken im Stande war. In einen solchen Zustand zu gerathen, der Freiheit verlustig gegangen zu sein, galt nach den deutschen Begriffen als die höchste Entehrung, weil nur die Freiheit den Menschen adelte.

Bezüglich des Gaugerichts genügt es, zu bemerken, daß nur allgemein wichtige Verhandlungen vor dasselbe kamen; alle besonderen Händel und Angelegenheiten gehörten vor das Gericht der Hunderten. Man versammelte sich dazu gewöhnlich alle vierzehn Tage, bei dringenden Fällen in halb sovieler Zeit. Der Ort des Gerichts wurde durch Malzeichen bestimmt und hieß daher Malstatt. Diese Versammlung durfte Niemand versäumen. Man erschien im Schmuck der Waffen und schwur bei denselben. Jeder Kläger mußte seine Zeugen mitbringen und der Richter

war verpflichtet, besonders auch darauf zu sehen, daß die Armen gegen die Reichen in ihrem Rechte nicht zurückgesetzt würden.

Ich füge dieser Darstellung noch die Entstehung unserer Ortsbenennungen bei. Sie bestehen gewöhnlich aus dem Namen des ersten Besitzers, aus der Silbe ing, welche das Geschlecht, die Nachkommenschaft desselben bezeichnet, und aus dem Worte Hof. Hatte sich z. B. ein Allemanne, Namens Ostrolf, im Klettgau angesiedelt, so nannte man seine Nachkommen die Ostrolf-Ingen, und wollte man den Wohnort, die Heimath derselben bezeichnen, so sagte man Ostrolfingun oder Ostrolfingas (jetzt Osterfingen) [1]), welches nach der heutigen Redeweise „bei den Ostrolfingern" heißen würde. Wir finden aber viele Ortnamen auf ingen, wo dieses Anhängsel nur eine Verkürzung des Doppelwortes Ing-Hofen ist. Denn das inc-hova der ältesten Urkunden verkürzte sich im Volksmunde, weil der alte Deutsche das g in ing wie ein k aussprach, zuerst in incon, dann in icon oder iken und ging aus diesem letzteren wieder in ingen über. Hieß ein Allemanne Sibelo, so nannte man das Hofgut seiner Familie Sibelinc-hova, später Sibelincon, Sibelicon, Siblikon oder Sibliken, und endlich Siblingen. So wurde auch Guntmadingen in seine gegenwärtige Form verwandelt, welches urkundlich Guntmardingen hieß. Das Wort Ingen brauchte man aber auch als ein Anhängsel bei gallischen oder keltischen Ortsnamen, wie in Wilchingen (urkdl. Walaingen, wälsch), Trasadingen (ich finde darin das gallische Wort trà, Ufer), Beringen (im Gallischen heißt ber Spitze und entspricht dem deutschen „Stauf") [2]), Löhningen (lonn heißt Haus, Feld, mit dem Begriff des Umzäunens) und Beggingen, in welchem Worte ich das keltische Adjectiv beg und beag (klein) erkenne.

Andere Ortschaften erhielten hinwieder ihre Namen von irgend einem Merkmal der Gelegenheit, wie Schleitheim (Schlatt bedeutet Ebene), Schaffhausen (so benannt nach den Wohnungen der Schiffer längs des Rheines), Jestetten (urkdl. Jedestett, statio), Neukirch (urkdl. Niuchilchun d. h. neue Kirche). Das Wort Au bezeichnet etwas unmittelbar in der Natur Vorhandenes und schließt in sich den Begriff einer Insel, oder einer inselartigen Gegend, wie dies bei Rheinau, Eglisau und Lindau der Fall ist. Hallau leite ich aus dem Keltischen ab. In dieser Sprache heißt „hâl" Salzgrund. Die ältesten Salzwerke in Ober-

1) Nach den Urkunden heißt Osterfingen ursprünglich Ostrolfingun.
2) Für den gallischen Ortenamen sprechen obendrein auch gallische Funde.

deutschland von schwäbisch Hall an bis nach Hallein haben gallische Namen. In „Gächlingen" vermag ich den ersten Bestandtheil des Wortes nicht mit Sicherheit nachzuweisen, halte aber den Ort für eine allemannische Ansiedlung. [1])

Es konnte nicht fehlen, daß auch sonst viele Wörter aus der Sprache der gallischen Bewohner in die allemannische übergingen [2]), welche natürlich die herrschende war, sowie eine Vermischung des allemannischen Geblüts. Der hohe Wuchs, die weiße Haut, die blauen Augen und das blonde Haar der Deutschen stachen von der geringen Größe, von dem schwarzen Auge und Haar des Galliers ursprünglich sehr ab, ein Unterschied, der bis auf den heutigen Tag nicht verwischt ist. So verrathen die meisten Bewohner des Schwarzwaldes, wo die Gebirge eine große Abgeschiedenheit veranlaßten, in starkem Ausdruck ihre gallische Abkunft, während einzelne Gemeinden des Klettgaues wieder von Leuten ächt allemannischen Gepräges bewohnt werden.

Ungestört durch die Völkerwanderung, wurden die Allemannen allmählig das mächtigste Volk im westlichen Deutschland. Nicht lange aber ruhte der Frieden über dem erweiterten und neu gegründeten Allemannien, denn seine kampf- und beutelustigen Bewohner kannten das stille

---

1) Ich kann es mir aus Liebe für die Sache nicht versagen, nebst diesen Erklärungen auch noch die Jahreszahlen beizugeben, nach denen die Mehrzahl der genannten Ortschaften urkundlich zuerst erscheint. Im Staatsarchiv zu Karlsruhe, worein mir auf das Bereitwilligste der Zutritt gestattet wurde, während man mich in Schaffhausen unangehört bei mehrfachem Anfragen von dannen ziehen ließ, also förmlich abwies, fand ich sie folgendermaßen verzeichnet:

Rheinau (Rinowe) 778, Rüdlingen (Ruodiningun) 827, Lauchringen (Louchringen) 844, Neukirch (Niuchilchun) 861, Siblingen (Sibelinga) 870, Altenburg (Altunburc) 870, Rafz (Raffa) 870, Jestetten (Jedestet) 870, Erzingen (Arzinga) 870, Weisweil (Wizwila) 870, Rheinheim (Rinheim) 893, Osterfingen (Ostrolfinga) 912, Rechberg (Rechbergin) 878, Eglisau (Owe) 912 u. s. w.

2) Einzelne keltische Wörter, welche in die deutsche Sprache übergingen, habe ich bereits angegeben. Die in den Ortsnamen haben keinen Einfluß auf die deutsche Sprache geäußert, denn sie dauerten entweder unverstanden fort, oder wurden übersetzt. Mehr wirkte die Aufnahme solcher Wörter, die mit der keltischen Form und Bedeutung in das Deutsche übergingen und eingebürgert wurden. Sie vermehrten den Wortreichthum, änderten aber die Sprachbildung nicht, denn die aufgenommenen keltischen Wörter wurden nach deutscher Regel flektirt, verbunden und abgeleitet. Es wäre belehrend, ein Verzeichniß solcher Wörter aufzustellen, man würde daraus sehen, was die Deutschen von den Galliern gelernt haben.

Glück des Friedens nicht. Jede Gelegenheit, ihr wildkriegerisches Leben fortzusetzen, war ihnen lieb. Eine solche boten ihnen bald ihre gleich eroberungssüchtigen Nachbarn, die Franken, an. Dieses Volk, welches sich als salische in den Niederlanden und als ripuarische Franken am Niederrhein festgesetzt hatte, verrieth früh seine Lust, sich über ganz Gallien zu verbreiten.

Zuerst entstanden Grenzstreitigkeiten zwischen den ripuarischen Franken und den Allemannen. Darüber kam es bei Tolbiacum (496)[1]), heute Zülpich genannt, zu einem Treffen, in welchem die Ripuarier geschlagen wurden. Erstarkten Muthes über diesen Sieg, drangen hierauf die Allemannen auch in das Gebiet der salischen Franken, über die Chlodwig als König gebot. Bald kam es zwischen diesen zum Kampfe. Wo, sagt Niemand, wohl aber, daß er muthig geführt wurde. Es galt um die Entscheidung, ob Allemannen oder Franken über Westeuropa herrschen sollten. Schon waren die Franken im Weichen. Chlodwig stand erschüttert und in Thränen vor der unheilvollen Wendung des Geschickes.[2]) Da trat vor ihn der Römer Aurelianus, des Königs vertrauter Rathgeber, und entzündete, selbst ein Christ, durch eindringliche Rede ein Licht in dessen Seele, welches ihn den Werth des Christenthums einsehen machte. Chlodwig gelobte Glauben an Christus, wenn er ihm in dieser entscheidenden Stunde den Sieg verleihen werde. Dieses Gelübde entflammte aber auch seine Krieger, die theils schon Christen waren, theils es zu werden wünschten, zu einem neuen muthigen Angriff. Die Allemannen widerstanden diesem unerwarteten Stoße nicht. Es fielen Tausende, unter diesen auch ihr König, worauf der Rest die Flucht nahm. Chlodwig gab seinem Siege dadurch noch die Vollendung, daß er sie zwang, ihn als Oberherrn ihres Landes anzuerkennen.

Auf das eigentliche Volk der Allemannen oder Schwaben, welche diesseits des Rheins wohnten, äußerte indeß diese Niederlage zunächst keine Folgen; es hatte auch keinen Antheil an dem Kriege seiner gallischen Brüder gehabt, und Chlodwig drang nicht in dessen Gebiet ein. Aus Furcht aber, daß sie dennoch im schwäbischen und rätischen Allemannien ein gleiches Schicksal treffen könnte, wandten sie sich an Theo-

---

1) Neue historische Untersuchungen zeigen, daß nicht bei Tolbiacum die große Entscheidungsschlacht zwischen den Allemannen und Franken, sondern nur ein Vortreffen zwischen jenen und den Ripuariern geliefert worden sei. Ludens Gesch. d. D. III. Bd.

2) Compunctus corde commotus in lacrimis. Fredegar. hist. epit.

dorich, König der Ostgothen, dessen Reich an das rätische Allemannien grenzte, und baten um seine Hülfe. Theodorich rieth beiden, den Allemannen und Franken, wohlmeinend zum Frieden, ließ jedoch aus seinem Ermahnungsschreiben auch eine Drohung auf den Weigerungsfall durchblicken. Darauf gaben die rechts des Rheins wohnenden Allemannen, ohnehin ihres Königs beraubt und jeder Aussicht auf fremde Hülfe baar, sich in die Treue des fränkischen Königs Chlodwig.[1])

Dadurch, sowie durch die frühere Besiegung der letzten Römer in Gallien bei Soissons 486, durch den nachfolgenden Sieg bei Poiters 507 und durch die verrätherische und grausame Vernichtung der verschiedenen Frankenstämme wurde Chlodwig Stifter des großen, mächtigen Frankenreichs, aus welchem später ein Mann hervorging, Karl der Große, der eine christlich-germanische Weltordnung schöpferisch in's Dasein rief.

Indessen blieben die Allemannen unter ihrer früheren Benennung, Sueven oder Schwaben, lange nur Bundesgenossen der fränkischen Könige und behielten ihre angestammten Gesetze, Sitten und selbst die heidnische Religion bei.[2]) Nur allmählig tritt ihre Selbstständigkeit in's Dunkel und ihre Geschichte verliert sich in die Geschichte des fränkischen und endlich des deutschen Reichs.

Dritter Abschnitt.

Das Christenthum und die Karolingische Zeit.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Ereignisse bei Zülpich, wonach Allemannien ein Herzogthum der fränkischen Monarchie geworden war, für unsere Heimath in der Folge von ebenso wichtigem Einfluß waren, als anderwärts. Vor Allem mochte das Christenthum — nachdem Chlodwig sich hatte taufen lassen, folgte ein großer Theil seines Heeres seinem Beispiel, — von den Franken über den Rhein bis zu den Schwaben und Baiern verpflanzt, einen auffallenden Umschwung der Zustände bewirken.

---

1) Fredegar. hist. epit. c. 21.

2) Die zwei allemannischen Brüder Leutharius und Bucelin, welche zwischen den Jahren 550 und 560 den Gothen gegen den oströmischen Feldherrn Belisar mit 75000 Mann zu Hülfe gezogen waren, nennt Agathias noch Heiden.

Aber der christliche Glaube fand hier viele und große Hindernisse. Die Schwaben besonders hielten hartnäckig an Wodan, dem höchsten ihrer Götter. Sie verehrten denselben in dem Dunkel schattiger Haine, in dem Rauschen fallender Wasser, in dem Wehen des Windes, auf sonnigen Hügeln und in stillen Thalgründen. Es war im Grunde noch ganz die altdeutsche Religion, nur hatte sich der Aberglaube durch die Schicksale des Volks und seinen häufigen Umgang mit den Römern und Galliern vielfältig vermehrt. Hin und wieder mochte freilich noch aus den römischen Zeiten eine Spur des Christenthums vorhanden sein [1]), doch in wie trauriger Gestalt! Heidnische und christliche Begriffe und Gebräuche waren häufig vermischt; ja, man opferte oft in ein und demselben Tempel dem Wodan und dem Gekreuzigten. Die in der oberen Rheingegend ehemals bestandenen Bisthümer zu Mainz, Speier, Straßburg, zu Augst und Windisch [2]), welche bei der Eroberung des Landes durch die Alle-

---

1) Ueber die früheste Verbreitung des Christenthums sowohl in Gallien als im römischen Deutschland besitzen wir drei Stellen aus gleichzeitigen Schriftstellern, welche freilich eine weitere oder engere Auslegung zulassen. Irenäus, welcher im Jahre 202 als Bischof zu Lyon verstarb, sagt (adversus Haereses lib. I, c. 10): „Obgleich die Sprachen der Völker verschieden sind, so bleiben Glaube und Lehre der Christenheit doch überall eins und dasselbe. Weder die Kirchen in Deutschland glauben und lehren anders (*οὔτε αἱ ἐν Γερμανίαις ἱδρουμέναι ἐκκλησίαι ἄλλως πεπιστεύκασιν ἢ ἄλλως παραδιδόασιν*), noch die in Spanien, in Gallien (*ἐν Κελτοῖς*), im Orient und in Afrika." Vgl. ferner Tertull. adv. Judaeos c. VII. und Sozomenus. hist. eccles. lib. II, c. 6), wo bemerkt ist, daß in den Tagen, als Constantin das Christenthum annahm, die Völker am Rheinstrom bereits schon christlich waren (*ἤδη γὰρ τά τε ἀμφὶ τὸν Ῥῆνον φῦλα ἐχριστιάνιζον*).

2) Die Entstehung dieser Bisthümer ist natürlich nicht mehr nachzuweisen. Sie verliert sich zum Theil in das zweite und dritte, zum Theil in die nächstfolgenden Jahrhunderte, und die Nachrichten, welche wir darüber besitzen, sind meistens bloße Sagen, deren Helden mit frommer Naivetät dem Kreise der ersten Apostel und Kirchenväter entlehnt wurden. Von der Kirche zu Mainz hat man wohl das zuverlässigste Zeugniß ihres Alterthums in jener Stelle des Ammian (hist. lib. XXVII, cap. 10), wo er erzählt, wie der allemannische Herzog Rando im J. 367 an einem Festtage der Christen, da sich der größte Theil der Einwohner im Gottesdienste befand, die Stadt plötzlich überfallen habe, um seine längstgehegte Rache an ihr auszuüben. Von den Bischöfen zu Windisch erscheint nach den Stürmen der Völkerwanderung zuerst Bubulcus um's Jahr 503 (cfr. Neugart. episcop. Const. I, 1), und zu Basel zwei Jahrhunderte später Walanus (Ochs, Gesch. v. Basel I, 146). Auf die urkundlich bestimmten Namen wird aber sehr wenig zu bauen sein.

mannen in Zerfall gekommen, stellten Chlodwig und seine Nachfolger nur mühsam wieder her, und die höhere Geistlichkeit lag wegen Häresie zu leidenschaftlich im Kampf, als daß sie auf Verbreitung der Lehre Jesu unter dem Volke besonders wohlthätig hätte wirken können. Denn die Franken glaubten katholisch, während alle übrigen deutschen Christen dem arianischen Glauben zugethan waren. Also bedurfte es noch einer ganz anderen Erscheinung, um dem Christenthum bei uns den rechten Fortgang zu verschaffen. Und dies war jene Reihe von Glaubenshelden, welche weit über das nördliche Meer, aus Irland und Britannien durch Frankreich an den Rhein kamen. Eine besondere Fügung der Umstände hatte den Geist und die Lebensweise der christlichen Einsiedler im Orient auch nach jenen Inseln verpflanzt, wo dieses Mönchswesen so sehr zunahm, daß aus den irischen und britannischen Klöstern ganz Mitteleuropa mit Glaubenspredigern und Heidenbekehrern versehen wurde.

Einer der ersten unter diesen Boten war wohl Friedolin, der Stifter von Säckingen. Er verließ seine Heimath im Anfang des sechsten Jahrhunderts. Nach längerem Aufenthalt in Gallien, wo ihm die Stadt Poitiers die Wiederauffindung der Gebeine des heiligen Hilarius verdankte, begab er sich nach Allemannien an den Rhein, wo er die Insel Säckingen, welche ihm König Chlodwig zum Geschenk gemacht, zur bleibenden Niederlassung erwählte. Ueberall auf seiner Wanderung hatte Fridolin ein Denkmal seines Apostelamtes zurückgelassen, zu Säckingen aber gründete er ein Doppelkloster, welches das erste in ganz Deutschland war und für den oberen Schwarzwald die Pflanzschule des klösterlichen Lebens geworden ist.

Inzwischen hatte sich's zugetragen, daß der bischöfliche Sitz zu Windisch im Jahre fünfhundert und drei und fünfzig, etwa neunzig Jahre vor Dagobert, nach Constanz, so genannt nach dem Castell, das Constantin der Große im Jahre 304 erbaut haben soll, verlegt wurde. Bischof Maximus, unter dem diese Veränderung geschah, besaß das Lob eines eifrigen Mannes; aber gleichwohl blieb sein Wirken ohne besonderen Erfolg. In den ehemaligen römischen Ortschaften, welche am Rhein und an der Donau lagen, mochten wohl christliche Kirchen bestehen, aber auf dem Lande verehrte man überall den heidnischen Gott und die wenigen Bekenner der Lehre Jesu waren noch solchen Verfolgungen ausgesetzt, daß sie sich oft flüchten mußten, wie dieses nach der Sage in der Gegend des Untersees, bei Schienen, geschah, wo die ersten Christen gewohnt haben sollen. Erst von dem an erhielt die christliche Kirche in Deutschland einen besseren

Fortgang, als dem Beispiele des heiligen Fridolin noch mehrere seiner Landsleute nachfolgten. Und dies geschah vorzüglich während der Regierung Chlotar's II. und seines Sohnes Dagobert, wo ganze Schaaren solcher Glaubensprediger am Rheine erschienen und eine Reihe von Klosterstiftungen veranlaßten, aus denen später auch das Licht der Wissenschaft und Kunst über unsere Gegenden aufging.

Der ausgezeichnetste war Columban, der zu Anfang des siebenten Jahrhunderts nach einem langen Aufenthalt in Frankreich mit zwölf Jüngern in die Seegegend kam. Der Leutpriester zu Arbon (Arbor felix) wies ihn an die Stelle, wo die römische Stadt Brigantia in Trümmer lag. Hier ließ sich Columban nieder und predigte das Christenthum mit gutem Erfolg Nach zwei Jahren aber veranlaßte der Tod König Theutberts eine Veränderung in den Gemüthern der Umwohner und sie brachten es bei dem allemannischen Herzog Gunzo, welcher zu Ueberlingen Hof hielt, dahin, daß die fromme Colonie aufgehoben wurde. Columban begab sich nun über die Alpen nach Italien, während sein bester Schüler Gallus zu Arbon am Fieber liegen blieb (610). Dieser Umstand gab dem Gotteshaus St. Gallen seinen Ursprung. Denn nachdem Gallus wieder hergestellt war, siedelte er sich oberhalb Arbon in einem einsamen, hochgelegenen Waldthal an. Da geschah es, daß die Tochter Herzog Gunzo's in einer Krankheit den h. Mann verlangte und schnell genas, als er gekommen war. Von nun an besaß Gallus alle Gunst und Hülfe des Herzogs, wodurch seine Stiftung in kurzer Zeit zu einem ordentlichen Kloster heranwuchs. Er hatte die Berufung sowohl an das Bisthum Constanz, als an die Abtei Luxeul abgelehnt, um ausschließlich dem Bekehrungsgeschäft zu leben. Seine Zelle war eine Pflanzschule von Predigern, Lehrern und Klosterstiftern für die ganze Umgegend. Ungefähr zu gleicher Zeit, als Columban mit seinen Jüngern am Bodensee eintraf, erschienen Offo, Landolin und Emmeran. Aber nicht allein wollte das Evangelium durch sie damals noch keinen guten Eingang finden, sondern es gerieth wieder gänzlich in Zerfall. Neue Apostel waren also auch nothwendig, um dasselbe aufzufrischen, um die Geistlichkeit aus ihrem Schlafe zu rütteln und die Pflanzschulen christlichen Wissens und Wandels zu vermehren. In diesem Sinne kam der helvetische Bischof Pirminius im Anfang des achten Jahrhunderts an den Bodensee, denn auch hier war das Christenthum in Abnahme gekommen, wo er auf Veranlassung eines allemannischen Großen und unterstützt von dem mächtigen Hausmeier Karl Martell, das Kloster Reichenau gegründet hat (726),

das an Wissenschaftlichkeit mit St. Gallen und Hirschau glücklich wetteiferte und an Reichthum beide überbot.[1]) Einige Menschenalter später erhielt auch unsere Gegend ihre christlichen Apostel. Eine Stunde unterhalb des großen Rheinfalls, wo der Strom durch eine merkwürdige Beugung zwei Halbinseln bildet, ruhte mitten im Rhein eine kleine Insel, eine Au, nach damaligem Sprachgebrauch, wo um das Jahr 850 ein reicher Herr, mit Namen Wolfen, auf Betrieb des h. Fintan, ein von seinen Voreltern gegründetes, aber in den Hauskriegen der Karolinger zerstörtes Kloster wieder neu erhob.[2]) Fintan war ein Ire, wie der h. Fridolin. Unter mancherlei Schicksalen kam er nach Rom und von da über die Alpen an den Rheinstrom. Er entschloß sich, in dem neuen Gotteshause gemeiner Mönch zu werden.

In der völligen Verdrängung des Heidenthums aus Allemannien wurde die irische Mission noch aufs Wirksamste unterstützt durch das s. g. allemannische Gesetz. Die fränkischen Könige des sechsten Jahrhunderts hatten es aufzeichnen und nach den politischen und kirchlichen Verhältnissen ihrer Zeit modificiren und erweitern lassen. Die letzte Veränderung und Herausgabe geschah unter Dagobert dem Großen und enthält im Eingange eine Reihe kirchlicher Bestimmungen, welche offenbar den Zweck verrathen, die Reste des heidnischen Gottesdienstes vollends zu unterdrücken und der

---

1) Seit 760 besaß das Kloster St. Gallen schon die Anfänge einer Bibliothek, deren Manuscripte mehrere das Werk der Mönche selbst waren. Dazu kamen aus Schottland angelsächsische, und aus Italien griechische und lateinische Handschriften von hohem Werth. Bei dieser Gelegenheit mache ich auch auf das mit Gold und Steinen reich verzierte Horn, dem h. Gallus geweiht, aufmerksam, das im Kloster lange Zeit als Schatz aufbewahrt blieb. Es wurde demselben aber entwendet und kam später durch Kauf in den Besitz der Abtei Rheinau. Es findet sich auf demselben folgende Inschrift:

„Norbertus donum dedit hoc tibi Galle decorum,
Huic ob mercedem paradysum da fore sedem".
„Norbert, o heiliger Gallus, hat Dir dies schöne Geschenk geweiht,
Sichere ihm dafür einen Platz im Paradiese".

Um die Mündung des Horns liest man noch:

„O bone Galle, nos lacrymarum hoc in valle
Respice, protege sathana a tetro grege!"
„O guter heiliger Gallus, blicke auf uns in diesem Jammerthale,
Und beschütze uns gegen die Kinder des Satans!"

2) In der handschriftlichen Monographie des h. Fintan von dem rheinauischen Capitularen van der Meer wird Wolfen ausdrücklich Restaurator des Stiftes genannt.

herrschenden Kirche ein imponirendes Ansehen zu verschaffen. Die Geistlichkeit sollte eine unverletzliche Achtung der Person und des Standes genießen; die Kirchen und Gotteshäuser wurden mit besonderen Freiheiten ausgestattet, im Erwerbe zeitlicher Güter mehrfach begünstigt und im Besitz derselben sorgfältig gesichert. [1])

Was war dies aber für ein Christenthum, welches die Bekenner aus Irland lehrten? Ein mönchisches, das in seinen Folgen bald für die allgemeine Freiheit und Wohlfahrt gefährlich zu werden drohte. Denn nicht nur entstanden überall neue Zellen und Klöster der Mönche, sondern es erzeugte sich zwischen dem Volk und seinen Großen ein wahrer Wetteifer, dieselben mit Vergabungen und Vermächtnissen zu bereichern. Das Mönchsthum wuchs dadurch zu einer überwiegenden Macht in der Kirche heran und die freudige, die sanfte Lehre des Gottmenschen erhielt von ihm jenen strengen und finstern Charakter, der ihr späterhin so manches Gemüth entfremdet hat. Was übrigens die Klöster der ersten Zeit für die Religion, für Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Landbau geleistet, bedarf indeß keiner weiteren Auseinandersetzung.

Weit weniger als die Mönchsanstalten vom Geschicke begünstigt, waren die Weltgeistlichen und die Kirchen, welche sie besorgten. Wohl entstanden in gangbaren Gegenden zahlreiche Pfarreien; aber irdisches Gut wurde ihnen nur kärglich zugemessen und die eigenthümlichen Verhältnisse ihres Entstehens verhinderten auch für ihre Fortdauer jede günstige Ge-

---

1) Der Hauptinhalt der sieben und dreißig ersten Titel ist ungefähr folgender: Wenn ein freier Mann sein Gut oder sich selbst der Kirche vermachen will, soll ihn weder der Herzog, noch der Graf, noch sonst Jemand daran hindern. Jede Vergabung muß aber urkundlich und im Beisein von sieben Zeugen geschehen. Wer der Kirche ein solches Vermächtniß wieder entzieht, fällt in das Gericht Gottes, in den Kirchenbann und in die bestimmte Strafe, muß das Entzogene wieder zurückgeben und das gesetzliche Friedgeld erlegen. Ein Verfolgter genießt in der Kirche das Asylrecht, und wer dieses an ihm verletzt, bezahlt ihr und der königlichen Kammer sechszig Schillinge, nicht allein, weil er gegen das Gesetz gehandelt, sondern et ut alii cognoscant, quod sit timor Dei in christianis et honorem ecclesiis impendant. Ermordet ein Freier den Anderen in der Kirche, so verfällt er ihr und dem Fiscus mit derselben Summe und der Familie des Ermordeten mit dem gesetzlichen Wehrgeld. S. die Lex Allemannorum bei Urstis. Script. r. g. II, 61. Pater Neugart (episcop. Const. I, 25) sagt: Dagobertus rex omnem Allemanniam legum emendatione plurimum sibi obstrinxit, rescissis inde gentilitium (Heidenthum) superstitionum reliquiis.

staltung ihres materiellen und geistigen Bestandes, wie ihres Einflusses auf die religiöse Bildung des Volkes.

Unsere ältesten Pfarreien sind aus den einzelnen Kirchen und Bethäusern entstanden, welche die ersten christlichen Bekenner errichtet hatten. Sie befanden sich daher größtentheils in Städten und anderen Hauptflecken, also, daß das christliche Volk auf dem Lande, welches fast lauter einschichtige Höfe und Hütten bewohnte, oft einen sehr weiten Weg nach seinem Pfarrort hatte. Allmälig indessen wurde es unter den reichen Gutsbesitzern Sitte, auf ihren Höfen selbst solche Kirchen zu errichten und sie von einem Geistlichen, der die Psalmen und die Taufgebete auswendig wissen mußte, gegen ein geringes Einkommen versehen zu lassen, welche deshalb aber ein Privateigenthum und aller Abhängigkeit, allem Wechsel eines solchen unterworfen blieben. In weit bessere Verhältnisse dagegen gelangten diejenigen Pfarrkirchen, welche die Klöster auf ihren Dörfern und Höfen errichtet hatten, da sie reicher dotirt und besser versehen wurden. Das war z. B. der Fall mit Neukirch, dessen Gotteshaus von dem Kloster Rheinau ausging. Die Mönche benützten diesen Umstand auch so emsig, daß die Weltgeistlichkeit um ihre Anstellungen kam, ein Verfahren, daß den gegenseitigen Haß zum sichtbaren Verderben entflammen mußte.

Dieses war im Allgemeinen der Zustand der kirchlichen Verhältnisse in unseren Heimathgauen, als Karl der Große jene Verordnungen erließ, deren Erfolge in dem religiösen Leben der mittelalterlichen Blüthezeit nicht zu verkennen sind.[1]) Damals durchdrang der Geist des Evangeliums die Masse, wie er ehedem nur einzelne Bekenner durchdrungen und begeistert hatte. Es zeigte sich ein allgemeines Ringen nach Befreiung aus den Banden der Sinnlichkeit; man gab mit Freuden seine irdischen Güter hin, um sich himmlische zu erwerben; der Größte demüthigte sich freiwillig vor dem Geringsten; der Unterschied, welchen der launische Zufall geschaffen, sollte verwischt sein vor dem Herrn, der für Alle in den Tod gegangen. Welche Beispiele frommer Selbstverläugnung und Erniedrigung vom Throne bis herab zur Hütte kennen wir nicht aus dieser schwärmerischen Zeit! Ueber-

1) So schrieb er unter Anderem den Geistlichen vor: Es ist billig, daß Diejenigen, welche Gott dienen, sowohl durch frommen Wandel als durch Kenntnisse hervorleuchten. Ein Priester muß sein Leben für seine Heerde opfern; er soll dem Schlechten mit aller Kühnheit widerstehen, die Unterdrückten aus der Hand der Gewaltigen befreien u. s. w. Gut handeln ist wohl besser als bloßes Wissen; aber je mehr sich Jemand mit Kenntnissen bereichert, desto fähiger wird er sein, gut zu handeln.

haupt aber erhielten Religion und Kirche in allen Angelegenheiten bei Weitem den Vorrang. Denkungsart, Sitten und Gebräuche nahmen einen vorherrschend religiösen Charakter an, und die mittelalterliche Theokratie oder Priesterherrschaft gedieh zur üppigsten Blüthe. Es kann hier aber nicht dargethan werden, inwiefern unter dieser Form von einer wahren Entwickelung, von einem Siege des Christenthums zu reden sei; wir müssen uns begnügen, an die großen Ideen zu erinnern, welche jene Zeiten bewegten, und auf das großartige Gepräge hinzuweisen, welches man an ihren Ueberbleibseln bewundert.

Doch ich bin dem Gang der Ereignisse etwas einseitig vorausgeeilt und kehre wieder zurück, indem ich die politischen Zustände des Reichs und aus diesen die der engeren Heimath in ihren Anfängen ebenso darlege, wie die Fortschritte der Kirche.

Als Chlodwig starb, theilten sich seine vier Söhne in die königliche Würde (511). Man unterschied damals ein westliches und ein östliches Frankenreich, oder ein Neustrien und Austrasien. Der älteste der vier Brüder hatte Austrasien erhalten. Die drei jüngeren theilten sich in das westliche Reich Neustrien und das dazu gehörige Burgundien. Auf der rechten Rheinseite wurden Thüringen und Allemannien dem Frankenreich beigefügt (531), an der Rhone und in den Alpen die Burgunder zur völligen Unterwerfung gebracht, aber im Genuß ihrer einheimischen Gesetze und Einrichtungen gelassen. Soviel Gewalt blieb jedoch bei der Nachkommenschaft Chlodwigs, die seinen Frevelsinn miterbte, nicht zufrieden. Man suchte sich um den Preis der Alleinherrschaft gegenseitig zu untergraben. Hiefür schien kein Mittel zu verworfen; alle Würde der Tugend, alles göttliche und menschliche Gesetz wurde verhöhnt; Treubruch, Verrath, Mord, elende Intriguen, Weiber- und Pfaffenherrschaft wechselten mit einander ab. So war der Hof, so die Liebe der Brüder; aber auch das Volk war in eine Verschlechterung der Sitten gesunken, die gegen die ehemalige Tugend und Einfachheit traurig abstach.

Nicht eher nahm der blutige Frevel im Hause der Merowinger, denen das grause Bild der Atriden gleicht, ein Ende, als bis nur noch ein einziger Sprosse von ihm übrig war, König Chlotar II. Derselbe vereinigte also die ganze fränkische Monarchie, wurde aber bald von seinem Sohne Dagobert, als demjenigen Fürsten, welcher die Gesetze der Allemannen sammeln und erweitern ließ, genöthigt, eine Theilung des Reiches vorzunehmen. Von Dagobert an, dessen Tod in das Jahr 638 fällt, herrschte sodann die Nachkommenschaft Chlotars getheilt in Austrien und Neustrien

bis auf Theuterich III., dem die Theilung des Reichs sehr mißfiel. In seinem Plan, dasselbe wieder zu einem Ganzen zu vereinigen, verhinderte ihn aber der austrasische Hausmaier (majordomus) Pipin. Das Hausmaieramt stammte aus alter Zeit; wem es anvertraut wurde, war der Nächste am Thron, in allen friedlichen Geschäften der erste Rathgeber, im Kriege der oberste Befehlshaber. Aber bei dem wachsenden Verfall des königlichen Ansehens gestalteten sich die Dinge allmählig ganz anders. Die Hausmaier vergrößerten sich an Gut und Macht; bald geschah nichts ohne ihren Willen. Endlich regierten allein sie. Der Besuch jährlicher Volksversammlungen auf einem mit vier Ochsen bespannten Wagen war noch das einzige Geschäft der schwachen Merowinger. Unter solchen Umständen war es Pipin daher ein Leichtes, Herzog von Austrien zu werden. In dieser Würde folgte ihm sein Sohn Karl, genannt der Hammer, der sich durch einen großen Sieg über die Sarazenen ein Ansehen bei Hoch und Gering erworben hatte. Auch ihm huldigte das Volk, so daß er es unternahm, nach dem Tode Theuterichs die Wahl eines neuen Königs zu hintertreiben, um seinen zwei Söhnen die beiden fränkischen Throne zu verschaffen.

Ganz natürlich war der Widerwille, den die Herzöge der zu Austrien gehörigen Völker bei der emporstrebenden Macht der Hausmaier zeigten; er beruhte auf einer geheimen Eifersucht und einem mißbilligendem Gefühl, das diese starke Anmaßung nicht ertrug. Am entschiedensten erschien er in dem herzoglichen Hause von Allemannien, welches auch deßhalb hier hervorgehoben werden muß, als es bis zu seinem Untergang die Verwaltung unseres Gaues unter sich hatte. Schon zu Zeiten König Chlotars widersetzte sich dasselbe der Pipin'schen Familie, und endlich geschah durch Herzog Gottfried ein völliger Abfall. Die Empörung dauerte bis unter den Sohn Karl Martells, Pipin den Kurzen, welcher den Herzog Landfried, einen Enkel Gottfrieds, nach einer Niederlage gefangen nahm und hierauf die herzogliche Würde in Allemannien gänzlich aufhob. Das erledigte Amt wurde sofort unter der Aufsicht königlicher Kammerboten (missi regii, dominici), von den Grafen verwaltet. Dies geschah im Jahr 750.

Jener Hausmaier Pipin, genannt der Kleine, Sohn Karl Martels, als er so alle Macht der fränkischen Regierung in seiner Hand sah, bewirkte endlich die Verstoßung des merowingischen Hauses von dem königlichen Thron durch eine Volksversammlung der Nation (751), dritthalbhundert Jahre also nach Gründung des Reichs durch Chlodwig, den Sohn

Merowigs. Hierauf umgab er sich selbst mit der erledigten Würde und ward vom Papste darin bestätigt. Billig kam die königliche Würde an ein Geschlecht, welches die Kraft besaß, sie zu behaupten; denn seit Dagobert geschah durch seine Nachkommen immer weniger und zuletzt gar nichts mehr. Seinem Zerfall sichtlich nahe, bedurfte daher das Reich eines kräftigen Retters. Dieser erschien ihm aus dem Pipin'schen Hause in der Person Karls des Großen (768—814). Klüglich suchte er das Glück für die untergrabenen Völker unmittelbar da, wo es allein erzielt werden muß, in der Verbesserung der Sitten und in der Verbreitung nützlicher Wissenschaften und Kenntnisse.

Die Verfassung, welche Karl seinen Völkern gab, verdient nun vor Allem erwähnt zu werden. Er gab seine Gesetze in der Versammlung der Nation auf dem Maifelde bei Worms, woselbst die Angelegenheiten des ganzen Reiches zur Sprache kamen. Sie hießen Capitularien wegen ihrer Eintheilung in Capitel und wurden durch die Erzbischöfe und Gaugrafen den Bischöfen und Hundertnern zugeschickt, auf daß sie von den Gemeinden bewilligt würden. Die Steuerbewilligung und die Berathung über laufende Geschäfte geschahen auf Tagen der Fürsten und Großen in den verschiedenen Königshöfen. Alles Besondere aber, sowohl von gerichtlichem und kameralischem, als politischem und militärischem Belang gehörte vor die Gau- und Hundertversammlungen. Der Gaugraf mußte alle vierzehen Tage entweder selbst, oder durch einen Stellvertreter mit zwölf vom Volk gebilligten Beisitzern öffentlich Gericht halten. Die Processe wurden hier wie früher, nach Aussage beeidigter Zeugen und Kundschaften, oder durch das Gottesurtheil (Ordale) geschlichtet; nur hatte Karl den Zweikampf verboten und die Kreuz-, Feuer- oder Wasserprobe dafür verordnet. Jeder Verurtheilte hatte für seine Folgeleistung ein Pfand zu hinterlegen oder Bürgschaft zu leisten. Vor dem Gerichte wurden auch alle Verträge geschlossen. Man hatte für solche Vertragsurkunden gewisse Formeln; sie waren auf Pergament in lateinischer Sprache abgefaßt, fingen gewöhnlich an im Namen Gottes und endigten mit dem Regierungsjahr des Königs. Die königlichen Urkunden hatten noch besonders ein Sigill und das Handzeichen des Fürsten. Uebrigens waren die Gesetze von jeher persönlich: ein Schwabe mußte, wo er sich auch befand, immer nach allemannischem, wie ein Franke nach fränkischem Rechte gerichtet werden. Als Controle über die Gaugrafen und Hundertner wachten die königlichen Kammerboten oder Sendgrafen, welche Pipin der Kurze nach dem Sturze der herzoglichen Würde eingeführt hatte und deren sich Karl zur Erhaltung

gesetzlicher Gleichheit vortrefflich bediente. Es waren je zwei, ein Graf und ein Bischof. Wenn sie erschienen, so versammelten sich alle geistlichen und weltlichen Beamten, um vor ihnen und dem Volk Rechenschaft über die geführte Verwaltung abzulegen. Die Sendboten hörten jeden Bedrückten und verschafften ihm Recht; sie straften schlechte Richter und ungehorsame Bürger, sie verbesserten die herrschenden Mängel, entfernten eingeschlichene Mißbräuche und empfingen von den jungen Gemeindsgliedern die Huldigung.

Das Kriegswesen war von seiner ursprünglichen Einfachheit sehr abgewichen und besonders der Heerbann in Zerfall gerathen. Karl suchte ihn wieder emporzubringen, indem er den Mißbrauch der Fehde beschränkte und seine Kriege durch die Landeigenthümer führte. Wer sich nicht einstellte, wurde namhaft bestraft. Diejenigen, welche zu arm waren, um selbst auszuziehen, mußten zusammen nach dem Verhältniß ihrer Armuth zur Ausrüstung beitragen.

Die Steuern, welche der König von der Nation bezog, hatten noch immer den Begriff von Gaben, Geschenken und wurden von den Kammerboten verwaltet. Hiezu kamen die Brückenzölle und andere, doch sehr geringe Einkünfte; also lebte er, wie die Beamten, größtentheils von seinem Privatgut.

Die Verfassung der Kirche richtete sich im Aeußeren ganz nach der weltlichen; was die Grafen, Schultheißen und Zehentrichter in ihren Gauen und Gemeinden, das waren die Bischöfe, Dekane und Pfarrer in ihren Sprengeln. Und sowie auf den Gaugerichten und auf den Reichsversammlungen die weltlichen Gesetze gegeben und gehandhabt wurden, so die geistlichen auf den Stadt- und Landcapiteln, auf den Synoden und Concilien. Sonst waren die geistlichen Sachen fast überall von den weltlichen getrennt. Schon auf dem Maifelde verhandelten die Bischöfe ihre Angelegenheiten besonders, und über die Leute und Güter der Kirchen hatten die Grafen keine Befugnisse. Denn nach altem Recht besaß der Herr alle Gewalt über seine Leibeigenen und Hintersassen. Und in diesem Sinne übten die Kirchen und Klöster selbst die Gerichtsbarkeit über das Leben ihrer Unterthanen aus. Sie wurden aber von weltlichen Vögten (vocati) verwaltet, da es der geistlichen Würde unangemessen schien, über das Blut zu richten. Solcher Vögte bedurften die Gotteshäuser in den damaligen Zeiten theils zum Schutz gegen fremde Gewalt, theils zur Führung ihrer nichtkirchlichen Geschäfte. Wenn Jemand ein Kloster stiftete, so bedung er sich gewöhnlich die Erblichkeit dieses Amtes für seine Nach-

kommen, doch so, daß der Abt und Convent im Fall der Noth einen anderen Sprößling aus derselben Familie zum Schirmvogt erwählen durfte; bei den ältesten Klöstern hatte der König das Schirmrecht und übte es durch sogenannte Untervögte aus.

Eben derselbe Monarch, dessen Waffen ganz Europa fürchtete, der die verschiedenartigsten Völker geschickt im Zaume hielt und für den Glanz der Kirche und des Reichs unaufhörlich in den größten Geschäften lebte, ebenderselbe bemühte sich auch, die deutsche Sprache zu verbessern, besuchte die Jugend in Schulen, die er hatte errichten lassen und schrieb den Maiern der Königshöfe mancherlei Verbesserungen vor. Sie mußten versuchen, alle Arten von Getreide und Obst zu pflanzen und immer gute Handwerker bei sich haben, um alle Werkzeuge und Geräthschaften zu besitzen, welche der Garten-, Wein- und Feldbau erfordert. Die königlichen Maiereien[1]) waren zunächst in der Landwirthschaft die Muster der Klöster, welche Karl in geistiger Hinsicht durch seine Verordnungen und Einrichtungen zu vorzüglichen Erziehungs- und Bildungsanstalten gemacht; man darf sagen, daß viele Gegenden beinahe nur durch die Klöster cultivirt worden sind. So der Klettgau durch das Stift zu Rheinau.

Unter Karl dem Großen geschah auch bei uns das Meiste sowohl für die geistige, als die Cultur des Bodens. Unsere Landschaft, unsere Flecken, Dörfer und Höfe, unsere ältesten Kirchen und Schlösser tauchen während seiner Regierung aus der Dunkelheit hervor. Wir erkennen uns, sagt Bader, unter unsern Vorältern; den größten Theil des jetzt Bestehenden finden wir in jener Zeit zum erstenmal.

Dies ungefähr war der politische Zustand der alten Gaue unter der Verwaltung Karls. Nach seinem Tode gestalteten sich die Dinge ganz anders. Unter seinen Nachkommen zerfiel das Reich in Stücke; Macht und Ansehen schwanden mehr und mehr; es fehlte des Vaters Alles durchdringende Geist in dem königlichen Hause; es wurde wie die Merowinger und endigte wie diese. Hundert vier und dreißig Jahre nach der Erhebung Pipins zum fränkischen Thron wurde Karl der Dicke desselben durch die Nation entsetzt und etliche zwanzig Jahre später starb in dem Knaben Ludwig — wo, weiß Niemand — der letzte Sprosse dieser Karolinger

1) Solche lagen auch bei uns durch die ganze Landschaft zerstreut, ebenso viele königliche Grundstücke, theils als herrenloses Land, theils als eingezogenes Gut geächteter Verbrecher oder ausgestorbener Familien. Hofstetten und Haslach mögen vielleicht solche Maiereien gewesen sein. Urkundlich vermag ich es aber nicht nachzuweisen.

unter der größten Schmach und Noth des seit Langem her von Innen und Außen vielfach bedrängten und so traurig zerrütteten Reiches. Denn als Ludwig der Deutsche, der Enkel Karls des Großen, welcher in der Theilung mit seinen Brüdern Deutschland erhalten hatte, nach einer rühmlichen Verwaltung starb, war das Reich unter der trägen Herrschaft Karls des Dicken den Einfällen der Slaven, der Araber und Normänner preisgegeben, und auf die kurze Regierung König Arnulfs erschienen unter Ludwig dem Kinde fast alljährlich die Ungarn und durchzogen verwüstend ganz Deutschland.[1]) Kaiser Arnulf wollte sich ihrer bedienen wider seine Feinde und lockte sie in das Reich, welchem sie bald selbst feindlich begegneten. Der junge König Ludwig wurde durch eine Niederlage genöthigt, den Frieden mit einem jährlichen Tribut zu erkaufen. Diesen bezogen sie bis nach dem Ausgang des Karolingischen Hauses, wo der schwäbische Kammerbote Graf Erchanger, ein Nachkomme Gottfrieds von Schwaben, mit Hülfe seines Bruders Berthold und des linzgauischen Grafen Ulrich ihre Schaaren am Innfluß in einer großen Schlacht vernichtete.

Aber weit größer als die äußere Noth war der Schaden, welcher unter den schwachen Karolingern der Freiheit und Wohlfahrt des Volks im Inneren des Reichs durch die Anmaßungen der Großen erwuchs. Jene republikanische Freiheit der Landbesitzer, worauf Ehre, Macht und Glück der Nation beruht hatten, war größtentheils erloschen; es gab jetzt fast nur Herren und Unterthanen. Denn die Grafen und geistlichen Stifter, welche gewöhnlich die reichsten Grundbesitzer waren, benutzten die Beschwerlichkeiten, womit die Freiheit allezeit verflochten ist, zur Unterdrückung derselben im gemeinen Volk. Der Heerbann half ihnen hiebei hauptsächlich, indem sich eine Menge Leute zu ihren Zinsleuten und Hintersassen machten, um der Last der Armuth, der augenblicklichen Noth und den hunderterlei Unfällen des Lebens ledig zu werden. Wieder Andere überließen sich gar wohl der Leibeigenschaft.

Diese war ein Zustand, der bei uns ursprünglich in der Regel nur die Klasse jener gallischen und römischen Ansiedler traf, welche bei der Einnahme des Grenzlandes als die eigentliche Bevölkerung auf ihrem

---

1) Durch Baiern kamen die wilden Horden bis an den Bodensee. Die Stadt Constanz und das Kloster Reichenau leisteten ihnen glücklichen Widerstand, aber die ganze Gegend umher wurde verwüstet. Die Mönche von Rheinau flüchteten sich in die Tiefe des Schwarzwaldes zu ihren Brüdern an der Alb. Sengend und brennend zog der Feind auf beiden Rheinufern abwärts.

Grund und Boden sitzen blieb und denselben hernach für die Eroberer bebauten. Aber durch Glück oder Verdienst, Zufall oder andere Ursachen waren sowohl viele leibeigene Leute in den Stand der Freiheit gerathen, sowie viele freie Familien in die Leibeigenschaft. Die Klasse der Dienstmannen bestand anfänglich zu einem großen Theil aus eigenen Leuten. Aber da man unter dem Worte Dienst überhaupt sowohl die Geschäfte eines Hausbedienten, eines Knechtes oder einer Magd, als diejenigen der Beamten des Reiches verstand, und da wegen des letzteren Umstandes auch der Begriff von öffentlicher Ehre sich mehr und mehr an jenen Ausdruck heftete, so erhielten die Dienstleute allmählig auch eine höhere Stufe, als die Leibeigenen. Es gab also Reichsdienstleute, worunter man die Reichsbeamten oder den Adel, aber ebenso auch die Dienerschaft auf den Reichsgrundstücken oder den königlichen Gütern verstand, und Dienstmänner der Großen des Landes, aus denen nachmals der niedere Adel entsprang.

Diese so mannigfachen Verhältnisse bekamen alle eine allgemeine Norm durch das Lehenswesen. Ursprünglich bildete sich dasselbe aus der Verbindlichkeit zum Kriegsdienst gegen Verleihung von Grundstücken. Ein solcher Lehensmann hieß Vasall und staud ungleich höher als die andere Dienstmannschaft, wie überhaupt ja von Alters her die Führung der Waffen das edelste Geschäft war. Aber im Lauf der Zeit ging dieser Unterschied hin und wieder mehr und mehr verloren, indem nicht nur die Dienstleute oft gleichfalls zum Kriege verwendet wurden, sondern da sich auch Lehen bildeten, welche andere Leistungen erforderten, als Kriegsdienste.

Die Zinsbauern bildeten die gewöhnlichste Klasse der gemeinen Grundeigenthümer und bestanden aus Leuten, welche irgend einem geistlichen oder weltlichen Oberherrn zu gewissen, nach altem Herkommen oder ausdrücklichem Vertrag bestimmten Zahlungen und Diensten verbunden waren. Man hieß sie gewöhnlich Freizinser. Durch diese Vervielfältigung des Standes der Landbebauer scheint die Landwirthschaft keineswegs verloren, sondern gewonnen zu haben; sie vermehrte die arbeitenden Kräfte und Interessen gegenseitig und erzeugte endlich einen Zustand des gemeinen Volks, welcher durch mancherlei Vortheile den Verlust der Freiheit noch erträglich machte. Erst von da an begann das Elend des Bauernstandes, als man bei der Abnahme der Sitteneinfalt, bei dem Aufkommen ungewöhnlichen Reichthums durch den Adel die Herrsch- und Habsucht kennen lernte, und auf Antrieb dieser Leidenschaften durch List und Gewalt die durch Gewohnheiten oder wohlverbriefte Verträge gebildeten und er-

haltenen Unterschiede von zinsfällig, von hörig, von leibfällig und leibeigen aufzuheben suchte und Alles in den trüben Begriff von Unterthan hineinzwängte.

Was die Beschäftigung ferner anlangt, der sich die Nation hauptsächlich unterzog, so bestand diese zumeist in der Landwirthschaft. Von den Handwerken wurden diejenigen, welche hieher Bezug hatten, am besten betrieben. Man theilte alles Land in gebautes und ungebautes. Von dem letzteren schlug anfänglich jeder Hofbesitzer so viel zu seinem Gut, als er benützen konnte. Diese frisch umgebrochenen Stücke nannte man bald Neubruch, bald Reute, bald Schwände. Das angebaute Land aber theilte man meist in Huben. Es liegt hierin der Ursprung des Namens und Begriffs von Hof, worunter man den Umfang alles dessen versteht, was zur Betreibung einer Landschaft an Boden, Gebäuden, Vieh und Leuten erfordert wird. Meist bestand ein solches Hofgut aus mehreren Huben, Ackerfeld, Wiesland und Wald, wozu in guten Gegenden nicht selten Obst- und Weingärten kamen. Im Allgemeinen herrschte wohl die Dreifelderwirthschaft, wo man das pflugbare Land in drei Zelgen schied, deren die eine im Herbst und die andere im Frühjahr bepflanzt wurde, während die dritte brach liegen blieb. Als gemeines Maß für die Bebauung galt der Ausdruck Tagwann oder Mannwerk, womit ein Stück bezeichnet wurde, welches ein Mann mit einem Joch Ochsen in einem Tage umpflügte. Bei rauhem und magerem Boden dauerte die Brachzeit natürlich länger, wie auf dem Schwarzwald, zehen bis zwanzig Jahre lang. So lange diese dauerte, war es Allmend oder Gemeindsweide. Von den Früchten wurden schon alle gewöhnlichen Arten angebaut: Hafer, Sommerroggen, Gerste und Korn. Außerdem säete man auch Rüben, Bohnen, Wicken u. A. Auf die Wiesen ward besonders viel Fleiß verwendet, und der bessere Theil davon, wo das Klima es erlaubte, mußte zugleich zu Obstgärten dienen. Der Weinbau blühte unter den Karolingern schon in den meisten Gegenden, wo man ihn heutzutage betreibt. Man pflanzte den Wein bei uns wohl schon seit den Römern her. Die kleineren Waldungen gehörten gewöhnlich in den Befang einer Mark oder eines Hofes; die Benutzung aber der größeren stand ursprünglich frei und wurde später besonders der Jagd wegen von den Königen als ein Vorrecht behauptet. Solche Waldungen hieß man Reichsforste. Das Terrain des hohen Randens bei Beggingen soll einen solchen gebildet haben.

Vierter Abschnitt.

Die geschichtliche Stellung des Klettgaues bis zur Reformation.

So hatte sich Alles aus der ursprünglichen Einfachheit in ungemein mannichfaltige Verhältnisse und Zustände getrennt. Die althergebrachte Gauverfassung bestand, leicht begreiflich, nur noch in ihrer letzten Kraft. Das gräfliche Amt war bereits überall erblich; es gab Gaue, welche mehrere Grafschaften enthielten, und Grafschaften, wozu mehr als ein Gau gehörte. Die ursprünglichen Mal- oder Gerichtsstätten blieben nur für allgemeine Angelegenheiten; alle besonderen Geschäfte, Tausche, Vergabungen und dergleichen wurden in den betreffenden Ortschaften selbst vorgenommen und es erschienen hiebei auch nur die nöthigsten Personen. Dies verminderte das Interesse des Volkes an den öffentlichen Geschäften sehr; es kam soweit, daß man die freien Grundeigenthümer zum Besuch der Landstage durch Strafbestimmungen nöthigen mußte. Diese Erscheinung beruhte auf der schändlichen Anmaßung der Grafen, die nach und nach eine fast landesherrliche Macht über ihre Gaue errangen und denen der Schwächere nicht kühn entgegenzutreten wagen mochte. Sie erbauten sich Burgen, um ihre Macht desto sicherer zu behaupten. Ihr Ansehen und ihr Gewicht stieg in dem Maße, wie ihre Besitzungen sich vermehrten. Man nannte sie die Großen, die Vornehmen (nobiles), die Würdenträger des Reichs und gab ihnen, wie einst den Königen, den Titel: „erlauchte Männer." Sie sind neben den reichen Grundbesitzern die Stammväter des hohen Adels, während sich später aus ihrer Dienerschaft der niedere, Ministerialadel genannt, heranbildete.

Auch im Klettgau bestand so eine besondere Grafschaft mit ihrem Gaugericht zu Altenburg. Die Grafschaft war, wie früher schon erwähnt, bei dem herzoglichen Hause und erbte auf den Sendgrafen Erchanger, welcher durch einen Sieg über die Ungarn und durch das Bestreben der Wiederherstellung des allemannischen Herzogthums einen Namen in der Geschichte sich aufbewahrt hat.[1]) Das tragische Ende (915) dieses Mannes,

1) Erchanger stammte nebst seinem Bruder Berthold aus dem Hause Gottfrieds, Herzogs von Allemannien. Er hatte einen Sohn hinterlassen, mit Namen

herbeigeführt durch die unselige Feindschaft des Bischofs Salomon's von Constanz, setze ich als bekannt voraus. Erchanger nannte sich von Altenburg, wo sein Sitz war. Von ihm ging später die Verwaltung auf einen Zweig seines Sohnes Guntram über.

Ueber diesen traurigen Gang der politischen Geschichte im neunten und dem folgenden Jahrhundert mag uns die damals begründete Geistescultur doch wieder in etwas trösten. Das Licht ging von den Klöstern aus. Karls des Großen Verordnungen wegen der Schulen fanden in vielen geistlichen Anstalten eine eifrige Befolgung. Ohnedies führte schon die sitzende, stille Lebensart der Mönche zu geistiger Beschäftigung. Es bildete sich nach und nach eine Art Literatur, die Klöster vertauschten untereinander seltene Bücher, oder schrieben solche gegenseitig von einander ab. Die Schreibkunst, als ein ausgezeichnetes und vortreffliches Mittel der Erhaltung und Fortpflanzung alles geistigen Reichthums, wurde billig sehr hoch gehalten; Aebte und Bischöfe beschäftigten sich damit. Studirt wurden die Bibel, die Grammatik, die Geometrie; gelesen die Werke der Kirchenväter, die Legenden der christlichen Märtyrer und mit besonderer Vorliebe die Psalmen; man übersetzte ferner aus dem Lateinischen in's Deutsche und übte sich, oft nicht unglücklich, in der Poesie. Das Wichtigste sind uns aber die Klosterjahrbücher. Sie entstanden aus den Kalendern, worin man Anfangs außerordentliche Naturereignisse, besonders fruchtbare oder Mißjahre verzeichnete und so allmählig auch andere Begebenheiten, welche das Gotteshaus betrafen, etwa die Ankunft eines Königs oder Fürsten, das Todesjahr eines Wohlthäters und dergleichen. Endlich erweckte die Bekanntschaft geistreicher Mönche mit irgend einem der klassischen Schriftsteller mehr oder weniger glückliche Nachahmungen desselben. Es bildete sich ein eigenes Latein, welches den einfachen, gutmüthigen Sinn der damaligen Zeit getreu abspiegelt und oft nur den

---

Guntram. Erbe der Gesinnung seines Vaters, verwaltete er die Grafschaften im Breisgau. Durch Sparsamkeit und zwei vortheilhafte Ehen erwarb er sich solches Gut, daß man ihn den Reichen nannte. Guntram's Söhne waren Bertholb, Birtilo, Gebhard, von der ersten, Landold und Lanzelin von der zweiten Gemahlin. Landold war Graf im Thurgau, Lanzelin aber im Klettgau, welche Grafschaft schon sein Großvater, Herzog Erchanger, besessen hatte. Der Sohn Lanzelins ist nun Ratbod, der Erbauer des Schlosses Habsburg (entst. aus Habichtsburg), der Wiege von Oesterreich. Es hat sonach ganz seine Richtigkeit, wenn das klettgauische Dorf Altenburg, da sich Lanzelin wie sein Großvater Graf von Altenburg nennt, die Wiege des berühmten Geschlechtes von Habsburg genannt wird.

Fehler eines übertriebenen Wortaufwandes hat. Vor der Zeit Karls des Großen erschien kaum eine Urkunde ohne die gröbsten grammatikalischen Verstöße, und nach ihm sind die öffentlichen Instrumente auffallend besser; sie wurden sämmtlich von Mönchen ausgefertigt. Aber nicht allein lateinisch, sondern auch deutsch wurde damals geschrieben; man ahmte hierin dem großen Kaiser nach, welcher es selbst versucht hatte, eine deutsche Grammatik zu entwerfen. In diesem wissenschaftlichen Bestreben leuchtet besonders das Stift zu Reichenau hervor, worin der bekannte sächsische Mönch lebte, welcher eine ganze Sammlung von Schriften in seiner Mundart hinterließ. Vielleicht enthielt jenes Heft deutscher Gedichte in der reichenauischen Bibliothek die von Karl gesammelten und nachmals durch den blinden Eifer König Ludwig des Frommen zerstörten uralten Heldengesänge der deutschen Nation.

Auch die Anfänge der deutschen Kunst liegen in dem Jahrhundert der Karolinger. Man weiß, wie der Kaiser selbst sie beförderte. Am unvollkommensten war die Musik, und die Malerei machte freilich auch mehr blos technische Fortschritte; es ist in den Gemälden jener Zeit eine handwerksmäßige Steifheit, aber bewunderungswürdig bleibt die Zartheit der Ausführung, die Pracht der Farben und eine gewisse Nachahmung der Natur bis in ihre kleinsten Formen. Man verwendete diese Kunst gewöhnlich zur Verzierung der Bücher, zu Tapeten und zu kirchlichen Ornaten, welche mühsam gewoben oder gestickt wurden. Ein größerer Schwung lebte in der Architektur. Die ersten Pfalzen und Gotteshäuser waren ohne allen Schmuck, ganz nach dem ersten Bedürfniß errichtet; unter den Karolingern wurden die meisten dieser Gebäude in einem größeren und gezierteren Style neu aufgeführt. Es herrschte die sogenannte byzantinische Bauart, welche sich von der später aufgekommenen sogenannten gothischen hauptsächlich durch mehr Einfalt und ihre runden Bogen unterscheidet.

Weniger ruhmreich als Reichenau ragte durch wissenschaftliche Strebsamkeit die Abtei von Rheinau hervor, weil unter seinen Vorstehern derjenige Mann fehlte, welcher der Anstalt einen tieferen Geist eingehaucht hätte. Gleichwohl wuchs sie durch äußeren Glanz, durch viele Vergabungen benachbarter Großen zum Rang der ersten Klöster heran. Unter solchen Gönnern wird namentlich Wolfen's erwähnt [1]), eines Ab-

1) Ich vermuthe, daß Wolfen ein Sprößling des berühmten schwäbischen Adels der Welfen war, deren Geburtsort nach Altorf an der Schussen, in das romantische Thal, wo jetzt die Stadt Ravensburg ruht, verlegt wird.

kömmlings jenes berühmten Welfischen Geschlechtes, der das in den wirren Zeiten der Karolinger zerstörte Gotteshaus nicht nur wieder neu erhob (850) — die erste Stiftung fällt in das Jahr siebenhundert acht und siebenzig, — sondern auch das Grundeigenthum desselben sogar mit Besitzungen in Italien vermehrte. Er selbst entschloß sich später, nachdem er die königliche und päbstliche Bestätigung seiner Stiftung erlangt hatte, in derselben gemeiner Mönch zu werden und fügte sich unter den Gehorsam des von den Brüdern frei erwählten Abtes. Diese Wahl sowohl des Vorstehers als Schutzherrn und die eigene Gerichtsbarkeit waren die gewöhnlichen Freiheiten der ersten Kirchen. Endlich gelang es ihm, von König Ludwig dem Deutschen (875) eine Schenkung aller Kammergüter, welche der Edle Odilos in Gächlingen, Siblingen, Hofstetten, Jestetten, Altenburg, Balm, Schwabenau, Rafz, Wolfensreute, Wilchingen, Haslach, Erzingen, Weißweil und Lauchringen bisher genossen, für sein frommes Werk zu gewinnen. Eine weitere Schenkung geschah durch Heinrich den Heiligen, welcher der Abtei sämmtliche Lehen des geächteten Dynasten Othram zuwies. [1]) Wieder Andere gingen mit derselben Gütertausche ein, oder wurden ihr durch Lehen verbindlich. [2]) Schleitheim und Beggingen gehörten der Abtei Reichenau, das beide Ortschaften aus der Hand Herzog Burkhardts von Schwaben erhielt. Neukirch war an das Hochstift Constanz gediehen; in welchem Verhältniß jedoch die beiden Hallau hinsichtlich der Gerichtsbarkeit zu Constanz gestanden, ist dunkel. Neben Rheinau, das freudig emporblühte, wuchs auch seine uralte Tochterzelle im Albgau, der an den Klettgau sich anlehnt, auf dem Schwarzwald unter dem Patronate des heiligen Blasius zur selbstständigen Abtei heran. Ihr Ursprung ist jedoch unbekannt.

Als zweites Gotteshaus, aber unmittelbar an der klettgauischen Grenze [3]), gegenüber von dem Orte Feuerthalen, wo ich glaube, daß

---

1) Dieser Othram war sehr wahrscheinlich ein Ahnherr der späteren Herren von Weißenburg, welche mit Lüthold und Notker erloschen.

2) So vermachte Rinlos im Jahr 844 dem Stift all sein Gut in Lauchringen unter der Bedingung eines stiftischen Leibgedings zu Tetzeln. Im Jahr 872 trat Graf Gosbert (s. die handschriftl. Vita des St. Fintan von van der Meer) seine Güter und Zehenten zu Erzingen, Trasadingen, Rechberg, Jestetten, Hofstetten und Balm dem Kloster für weit geringere zu Rafz, Lotstetten und einigen thurgauischen Orten ab.

3) Nach einem kaiserlichen Lehensbrief von 1490 zog dieselbe von dem Bächlein Urwerf bei Schaffhausen durch die Enge, vorbei das Oerlivar und Ran-

einst das römische Forum Tiberii lag[1]), erhob sich zu Schaffhausen die Stiftung Graf Eberhards von Nellenburg, das Kloster Allerheiligen (dedicatum in honorem S. Salvatoris 1052), dessen Einfluß auf die Nachbarschaft von gleicher Bedeutung war. Eberhard, der fromme und bibelfeste Ritter, hatte es nach damaliger Sitte mit vielen Gütern vom Klettgau, Schwarzwald bis in die Alpen begabt. Pabst Leo IX., ein Sippe des Nellenburgischen Hauses, weihte die erste Kapelle (23. August) und Alexander II. bestätigte die vollendete Stiftung, in die anfänglich zwölf Mönche und ein Abt gesetzt wurden, am Tage Allerheiligen 1064 zur Freude des Gründers in einer besonderen Urkunde.[2]) Eberhard begab sich später selbst in das Kloster und unterzog sich willig der Leitung des Abtes gerade wie ein anderer Mönch, lebte getreu nach der Regel des Ordens vom h. Benedikt und nichts war ihm zu gering, was demselben aufgetragen wurde.

Gleich zu Anfang erhielt unser Kloster weit umher einen nicht geringen Ruf. Ueberall redete man von dem schönsten Leben und der ausgezeichneten Ordnung der geistlichen Brüder zu Allerheiligen. Mit dem

---

denburger-Eck an die Wutach, wo dieselbe unterhalb des Westerholzes das Schleitheimer Wasser aufnimmt, alsdann mit der Wutach in den Rhein und mit diesem zurück bis wieder zum Urwerf. Nach anderen damaligen Urkunden lag zwischen dem Hegau und Klettgau ein „Mundat", d. h. ein gefreiter, von der Gerichtsbarkeit der angrenzenden Gaue ausgenommener Bezirk, eine Immunitas, welche ungefähr das Terrain des hohen Randen in sich begriff.

1) Alle unsere allemannischen Ortschaften haben einen sehr guten Sinn, d. h. sie deuten auf den ursprünglichen Besitzer hin, oder weisen ein hervorstechendes Merkmal der Localität auf. In dem Wort „Feuerthalen" vermisse ich die Möglichkeit einer solchen Classification. Daher stand ich nicht an, durch das Mittel eines, wenn auch sehr leichten Analogieschlusses (Marthalen Martia Vallis) jenes bei Ptolomäus I. 2. p. 143 vorkommende, bis jetzt aber eben noch nicht locirte Forum Tiberii (Φόρος Τιβερίου) auf Feuerthalen zu beziehen. Geht dies nicht, so kann ich mir nur noch jenes angeblich von Tiberius zu Rheinau angelegte Castrum unter diesem Namen begreifen.

1) Das neue Kloster ward von Rumolf, dem Bischof von Constanz, eingeweiht in Gegenwart der Aebte von Einsiedeln, von Pfeffers, von Altorf, von Petershausen, von Rheinau und St. Blasien. Die Weihe geschah in der Ehre des heiligen Erlösers, nämlich im Namen der heiligen und ungetheilten Dreieinigkeit und des heiligsten Kreuzes und zu Ehren der heiligen, unbefleckten und ewigen Jungfrau Maria und wie die Urkunde weiter sagt: et S. Michaelis archangeli, omniumque supernorum civium et illorum sanctorum, quorum reliquiae hic continentur et quorum nomina hic in sequentibus notata inveniuntur et omnium insuper sanctorum.

Tode des Grafen Burkhardts, des Erben von Eberhard, scheint aber auf einmal eine Stockung des guten Fortgangs eingetreten zu sein. Das Stift gerieth in Umstände, unter denen es leicht wieder hätte in völligen Verfall gerathen können. Ob mehr äußere oder mehr innere Ursachen dazu beigetragen haben, ist ungewiß. In Abt Siegfried (1080), ein Muster eines geistlichen Vaters und mit seltenen Gaben ausgerüstet, fand das schöne Werk jedoch wieder eine kräftige Stütze. Unter ihm gedieh es nicht nur wieder freudig empor, sondern es sammelte sich auch bereits eine nicht unbeträchtliche Menscheumenge in der Nähe des Klosters. Auf seinen Rath wurde eine neues und größeres Münster erbaut, in Gestalt eines Kreuzes, das um das Jahr tausend einhundert und eins vollendet dastand. Ein Beweis, von welch' entscheidendem Einfluß auf das Gedeihen desselben die Verwaltung des Abtes Siegfrieds gewesen war, ist der Umstand, daß er bisher gewöhnlich für den ersten Abt ausgegeben wurde, mit dem das Kloster seinen Anfang genommen hatte, während er mindestens der dritte, wo nicht der vierte gewesen ist. Siegfrieds Nachfolger war Dietbold aus dem Kloster Hirsau. Auf diesen folgte der Italiener Gerhard, bekannt durch seine Reise nach Jerusalem. Von den fünf und dreißig Aebten, welche bis zur Reformation dem Stift vorstanden, wird von einigen noch besonders die Rede sein.

Zwischen so blühenden Klosterkirschen mußten im Klettgau die meisten unserer Dorfkirchen entstehen, wo nicht schon durchgehends entstanden sein. Man darf wohl ohne Anstand annehmen — von Beringen, das von Allerheiligen ausging, kennt man das Jahr tausend und drei und sechszig, — daß Hallau, Schleitheim, Neukirch,[1]) Jestetten, Lottstetten, Rafz, Erzingen, Grießheim, Bühl, Lauchringen, Thengen und Rheinheim uralte Pfarreien sind, welche von den Nachkommen ihrer Gründer an die benachbarten Stifte dotirt oder verkauft wurden. Hieraus wird mit Recht auf einen

1) Die Schreibart „Neunkirch" statt Neukirch halte ich für ganz unrichtig. In den ältesten Documenten des Mittelalters kommt sie nirgends so vor und hat auch keinen verständlichen Sinn, während alle unsere Ortsnamen einen solchen zulassen. Zwar wendet man gewöhnlich ein, es seien einst neun Gemeinden dahin pfarrgenössig gewesen, daher der Name Neunkirch, allein ich frage: Wer kann diese Annahme diplomatisch entscheiden? Um richtig zu schreiben, ist man durchaus auf die Urkunden angewiesen. Alle geben den Wortlaut — die schaffhausischen sind mir freilich des schon genannten Grundes wegen nicht bekannt, wohl aber diejenigen von Constanz und Karlsruhe — Niuchilchun, d. h. Neukirch. Aber nicht nur diese, sondern auch die Entstehung des Städtchens spricht für meine Ansicht.

tüchtigen Fortschritt der Bevölkernng und der Cultur geschlossen. Wirklich war schon in der frühesten Zeit bis auf die Höhe des Randen einiger Anbau gedrungen, während nach den Urkunden des neunten Jahrhunderts am südlichen Abhang des Küssachberges Wein- und Obstgärten blühten, oder als nichts Seltenes bezeichnet werden. Da der Landbau damals neben der Jagd den einzigen Gewinn gab, so mußte er um so eher verbreitet werden. Es geht aus den Chroniken deutlich hervor, wie in den Thälern des Klettgaues viele einzelne Ansiedlungen zu Weilern und Flecken sich erweiterten, wie auf den Hügeln die Burgen und Thürme der Herren sich allmählig erhoben und alle Verhältnisse der Landschaft gegen früher sich völlig umgestalteten. Am meisten fühlte man sich aber hingezogen zu den stillen Stätten derer, die der Welt entsagt hatten. Das Wohnen um solche Gotteshäuser hatte einen überwiegenden Reiz für die damaligen Gemüther. Bei Allerheiligen kam noch der Vortheil hinzu, daß schon vor seinem Bestand ein leichtes Ansiedeln und Durchkommen an diesem Orte ermöglicht war. Die Herrschaft des Abtes trug einen milden Charakter und war durchaus Niemandem lästig. Daher geschah es, daß nach und nach eine große Anzahl des benachbarten Adels in Schaffhausen sich niederließ und es bewirkte, daß der Ort immer mehr und mehr gesuchte wurde. Selbst Viele, die sonst gewohnt waren, ihr freies Leben auf den Gipfeln der Berge zu verbringen, suchten sich mit Schaffhausen zu verburgrechten. In den ersten Jahrhunderten nach der Stiftung des Klosters zeigte sich ein Leben und Aufblühen, daß Schaffhausen eigentlich mit Burgen und Schlössern in immer sich weiter ausdehnenden Kreisen umgürtet war, und der rasche Aufwuchs dieses Gemeinwesens erstreckte sich rings umher weit in das Land hinaus. Vom Löwenstein, dem Fulachbürgli, dem Wert, dem Schloß Laufen, Schloß Herblingen dehnten sich die Kreise der Burgen gegen Abend bis nach Küssachberg, nach Gutenburg und Ewatingen auf dem Schwarzwald aus, gegen Mitternacht nach Fürstenberg und herum nach Stoffeln, Hohenhöhen bis zur Nellenburg und zur Hohenklingen, im Mittag nach Goldenberg und Mandach, dazwischen sodann Randegg und Rosenegg, im Klettgau vor allen die Randenburg bei Schleitheim, Hardenkirch oberhalb Siblingen, Beringen, Haslach, Erlatingen, Roßberg, Radegg, Krenkingen u. s. w., in Allem wohl über dreißig Schlößer und Burgställe. Ein Blick in das Leben und Treiben, das sich da entfaltete, setzt uns wahrhaft in Erstaunen. Mehr als achtzig ritterliche Geschlechter, worunter sehr zahlreiche, sind ein Zeichen der früheren Größe und Bedeutung, die nun völlig da-

hingesunken. Die Imthurn, die Peyer, die von Mandach haben zwar noch jetzt ihre Nachkommen aus jener Zeit her, aber entschlafen, ja beinahe vergessen sind die von Hardenkirch, von Roßberg, die Trüllerey, die Schönlöwen, die Kronen, von Wilchingen, von Haßlach, von Brun, die Meyer im Wört, die am Staad, die Reischach, die Fridbolden, die Heggenzy, von Henkart, die Hünen von Beringen, die Irmensee, die von Landenberg, von Radegg u. A.[1]). All' diese Geschlechter, einst die Kraft und Zierde Schaffhausens, halfen durch reiche Vergabungen die allgemeine Wohlfahrt aufrichten, setzten Gut und Blut zum Wohl der Stadt ein und standen mit Rath und Weisheit dem gemeinen Wesen bei.

Viele von diesen Edlen leuchteten mit dem Vorbild ächter Tugend voran, und nicht nur der Annalist, sondern auch der Freund der Geschichte überhaupt beklagt es, daß uns aus ihrem Leben so Weniges überliefert ist. Ohne eine beispiellose Hingebung und Gemeinnützigkeit wäre der kleine, durch die Natur nichts weniger denn befestigte Ort Schaffhausen sicher die Beute des ihn umgebenden Adels geworden. Bauten, wie die Wälle, die Thürme und Ringmauern und der von Fremden und Einheimischen stets noch bewunderte Munot, hätten allein durch die Leistungen der Bürger nicht zu Stande gebracht werden können. Die meisten Schöpfungen gingen von den vornehmen Geschlechtern aus, die aber auch in andern Dingen einen überwiegenden Einfluß erlangt hatten. So dürften die Einwohner des jungen Gemeinwesens zur Ordnung gemeinsamer Angelegenheiten, welche weder die herrschaftlichen Rechte des Abts, noch die hoheitlichen des Reichs berührten, wahrscheinlich in den ältesten Zeiten zwar schon zusammengekommen sein, allein den Rath setzte der Adel, den Schultheiß der Abt. Diesem gehörten zudem noch Gericht, Markt, Münze und Umgeld, auch der Salzverkauf; die öffentliche Waage und der Zoll waren sein Eigenthum. Selbst eine Mühle zu bauen, war nicht einmal einem Edlen gestattet. Das vorherrschende Gewicht des Adels und seiner Familien auf die Bevölkerung und Gestaltung aller Verhältnisse auch auf dem Land war indeß nicht so gering, als daß dasselbe nicht einer besonderen Erwähnung verdiente.

---

1) Manche mochten wohl auch nur ausgewandert sein. So erinnere ich z. B. blos an das noch lebende adelige Geschlecht der Keller von Schleitheim in München. Generallieutenant Baptist Keller, Commandant des Ingenieurcorps, Inhaber des Comthurkreuzes, des Verdienstordens der bayerischen Krone, schreibt sich eigens „Freiherr von Schleitheim.“

Im ganzen Klettgau saß der reichste Freiherr zu Weißenburg auf einem Hügel bei Weißweil, umgeben von Höfen und Ortschaften, wovon ihm der größte Theil zinsbar oder eigen war. Im nächsten Verhältniß stand sein Geschecht zur Abtei Rheinau; schon Othram hatte im Jahr achthundert sechs und siebenzig vor seiner Wallfahrt nach Palästina eine Schenkung an das Gotteshaus gethan und hundert dreißig Jahre später wählte dasselbe den Leuthold zum Schirm- oder Kastvoigt. Der Kastvoigt schirmte das Kloster vor Feindesnoth, er richtete über dessen Leute und zog die Gefälle ein. So viel Gewalt konnte nicht ohne Mißbrauch bleiben. Bald erhoben sich viele Kastvoigte zu wahren Herren ihres Klosters, schlugen beliebig von dem geistlichen Grund und Boden zu dem ihrigen, oder erpreßten von den Gotteshausleuten allerlei ungebührliche Steuern und Dienste. So hatten die Grafen von Lenzburg das Stift Rheinau auf's Härteste bedrängt, bis Leuthold von Weißenburg erschien, welcher sein Amt rühmlicher verwaltete und bei seinem Ableben die rheinauische Kirche mit der weißenburgischen Erbschaft beschenkte, welche zerstreut in mehreren Dörfern des Klettgaues lag.

Ein eben so altes Dynastengeschlecht war das von Küssachberg. Die Veste entstand sehr wahrscheinlich aus den Trümmern eines römischen Wartthurmes. Wer aber auf denselben die Burg erhob, und wer der Ahuherr des edlen Geschlechtes gewesen, welches dieselbe ursprünglich bewohnte, ist nicht mehr bekannt. Die Anfänge der alten Familien liegen meist unter dem Schleier der Vergessenheit verhüllt, gleich der Kindheit des einzelnen Menschen. Der erste Herr von Küssachberg, dessen die Urkunden erwähnen, lebte unter Kaiser Conrad III. Es war Heinrich, ein angesehener Mann, durch Bande des Bluts den vornehmsten Geschlechtern der Umgegend verwandt und selbst am kaiserlichen Hofe nicht fremd. Er hatte einen Bruder oder Vetter, Namens Wernherr, welcher in St. Blasien Mönch und später (1170) Abt geworden war. In den sanktblasianischen Schriften wird seiner mit großem Lobe gedacht, denn sein Name verschaffte dem Gotteshaus großen Ruhm[1]) bei der Mit- und

1) Er hatte die meisten Schriften der heiligen Väter gelesen und sorgfältig die schönsten Stellen daraus gesammelt. Diese Blumenlese gab er seinen Mönchen in die Hand, um sie an eine ernstere Gemüthserbauung zu gewöhnen, weil ihm vorgekommen war, als beschäftigten sie sich zu häufig mit weltlicher Lektüre. Sie erschien unter dem Titel: Liber deflorationum sive excerptionum ex melliflua diversorum patrum doctrina, auctore domino Wernhero, Abbate monasterii Beati Blasii in Nigra Sylva, im Jahr 1494 zu Basel ge-

Nachwelt. Heinrich war schon früher verstorben, und hatte zwei Söhne hinterlassen, von denen aber rein nichts bekannt ist. Die Kinder des älteren waren Heinrich und eine ungenannte Tochter, welche dem Grafen von Lupfen ihre Hand gab, während sich ihr Bruder mit einer Schwester Graf Rudolphs von Habsburg vermählte. Also war das Haus Küssachberg mit dem vornehmsten Adel der Umgegend verwandt und der junge ritterliche Heinrich mochte sich seiner Zukunft freuen. Allein die Verkettung äußerer Umstände ändert gar oft die Pläne und Träume der Sterblichen. Heinrich's Ehe blieb unfruchtbar und der Unglückliche fand einen frühen Tod, worauf die junge Wittwe den Schleier nahm und zu Adelhausen bei Freiburg im Breisgau in stiller Einsamkeit ihr Leben verbrachte. Fünf Jahre vor seinem Ende hatte Graf Heinrich, in der traurigen Voraussicht, daß sein Geschlecht mit ihm zu Grabe gehen werde, den alten Stammsitz an den Bischof von Constanz veräußert. Ueber diesen Dynasten — man nennt sie so zum Unterschied des niederen Adels — blühte eine Reihe von anderen Geschlechtern, von denen bereits, jedoch nur flüchtig, die Rede gewesen ist.

Die von Balm, Dienstleute des Hauses Regensberg, hatten ihre Burg auf einer Anhöhe am Rheinufer, gegenüber der Abtei Rheinau. Nördlicher am Eingange des Rafzerfeldes, eine Stunde von Schaffhausen, in einer fruchtbaren Gegend, lagen über dem Dorfe Jestetten zwei Schlösser.

In Altenburg war der Sitz der Grafen des Klettgaues, immer noch verwaltet von einer Nebenlinie aus dem Hause Guntram des Reichen. Lanzelin, den Vater Ratbod's, nennt man eigens einen Grafen von Altenburg;[1]) also ist dieses Dorf die Wiege des berühmten Geschlechtes von Habsburg oder Oesterreich.

Auch das Städtchen Neukirch hatte sein einheimisches Edelgeschlecht, wie weiter abwärts die Dörfer: Erzingen, Wilchingen und Grießheim. Jenseits des Gebirges, bei Kaiserstuhl, wo das Rheinufer sich erhöht,

---

druckt. Die sanktblasianische Klosterchronik sagt von ihr naiv: „Abt Wernherus hat etlich Sermones gemacht durch das ganze Jahr über das Dominical, die fast hübsch sind."

1) Wann die Rechte der Grafschaft sich im Laufe der Zeit an das Haus Habsburg vererbten, ist nicht zu bestimmen. Daß aber der Gründer von Habsburg, Graf Ratbod, die klettgauische Grafschaft schon besessen habe, bezeugen die Urkunden bei Herrgott (cod. I.), und daß dieselbe in seinem Haus fortgeerbt und nicht erst später etwa wieder an Habsburg gediehen sei, lehren die acta Murensia bei Abt Tschudi (vindic. p. 86.).

und auf der schweizerischen Seite die Römer den aus dem Strom hervorragenden Fels mit einem Wartthum besetzt hatten, lag Wasserstelz, der alte Sitz gleichbenannter Herren. Als sie erloschen, kam die Burg an das schaffhausische Patriciergeschlecht von Mandach.

Auf einem der steilsten Vorsprünge des Randens, dort, wo er dem Städtchen Stühlingen gegenüber ein jähes Felshorn aussendet, war der Stammsitz des edlen Geschlechtes der Herren von Randenburg. Schon die Lage des Schlosses verräth ein hochgesinntes Geschlecht. Wonnetrunken späht das Auge in der Nähe und Ferne. Unten liegt das hübsche Thal von Schleitheim und Beggingen; am südlichen Horizont glänzt dem keine Höhen scheuenden Wanderer die ganze Alpenwelt von den Berneroberländer- bis zu den Tyroleralpen entgegen; gegen Abend blickt man tief in den Schwarzwald hinein und gegen Morgen lacht dem Freund der Natur die Silberfläche des Bodensees zu. Und zeigte erst golden der Morgen sich, oder entschwebte im Westen der feurige Ball, welche Herrlichkeit zumal auf den hohen Zinnen der Burg! Die Herren dieser Veste waren für Schaffhausen von großer Bedeutung, denn sie standen das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch als Schultheißen dem gemeinen Wesen vor, zu einer Zeit, in welcher mit dem zahlreichen Adel das Wohl der Stadt in der üppigsten Blüthe stand. Es heißt, daß das Amt erblich auf diesem Geschlechte geruht hätte, bis es auf eine für uns völlig dunkle Weise aus der Reihe der Sterblichen geschieden war. Denn etwas über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus erlischt auch jede Spur von ihm, sowie sein Stammhaus auch schon sehr lange in Trümmern liegt, die jetzt kaum mehr sichtbar sind. Wie sie dazu kamen, allein die Schultheißen der Stadt zu sein bei jährlichem Wechsel und neuer Wahl, kann nicht mehr mit Sicherheit ermittelt werden. Gewöhnlich nimmt man an, weil der Abt des Klosters das Amt zu vergeben hatte — im Jahre 1411 ging dieses Recht käuflich an die Stadt über — und dreizehenhundert und dreizehen Conrad von Randenburg die Abtei verwaltete, so möchte dieser es gewesen sein, der seiner Familie das Schultheißenamt zu einem Erblehn übergeben habe. Allein schon 1277 umgaben sich die Herren von Randenburg mit der Schultheißenwürde, woraus man unbeirrt schließen darf, daß dieser Stamm der ansehendlichste aller Adelsgeschlechter von Schaffhausen gewesen sein wird. Das Geschlecht theilte sich in zwei Linien, und zum Unterschied von jener, die so lange in hoher Würde glänzte, hießen die anderen die Rothen von Randenburg, beide sind aber ungefähr um dieselbe Zeit dahingeschwunden. Ihr Ausgang kann an-

nähernd dadurch gefunden werden, als die Wittwe des Letzten von Randenburg, Frau Margaretha von Tettingen, den Altar der Schultheißen in der St. Johannes Kirche dem Rath im Jahr 1452 überließ, daß dieser den Caplan desselben bestellen möge. Von ihren Thaten ist dies bekannt, daß im Jahr 1370, als vier und dreißig Edle und siebenzig Bürger von Schaffhausen das Raubschloß Ewatingen auf dem Schwarzwald zernichteten, Egbrecht und Friedrich, die Schultheißen, Hand zur Zerstörung anlegten. Dann weiß man ganz zuverlässig, daß ein Diethelm von Randenburg unter Leopold II. bei Sempach mitgefochten hat und dort sein Leben aushauchte, wie denn die Niederlage dieses großen Tages überhaupt die Blüthe des Adels von Schaffhausen zerknickte (1386). Aber auch Zeugnisse von Wohlthätigkeit dieser Herren liefern uns die Urkunden. Der Spital der Stadt Schaffhausen verdankt sein Aufkommen größtentheils dem Geschlechte der Randenburger, und als sie das Schloß Wert in Laufen sammt der Herrschaft kauften, schenkten sie gleich demselben das Oerlivar. Es scheint nicht, daß ihre Burg durch Feinde zerstört wurde, sonst wäre jedenfalls auch einige Nachricht davon vorhanden, oder daß dies edle Geschlecht gleich vielen andern sogenannten Strauchrittern ausgerottet war. Der Verfasser der „Erinnerungen aus der Stadt Schaffhausen" bemerkt hiezu ganz richtig: Es ging mit ihm wie mit dem einzelnen Menschen; ein Geschlecht bleibt nicht ewig, sondern wenn seine Zeit gekommen ist, so stirbt es ab, und gut, wenn es während seiner irdischen Dauer Gott und der Welt von Nutzen war. Nichts berechtigt endlich, die Sage des bei uns vielgenannten Fräuleins von Randenburg, der frommen Adelheid, deren Lebensgeschichte uns allerdings nicht auf Papier hinterlassen ist, aus dem Andenken zu streichen. Wenn die Sage auch kein Geschichte genannt werden darf, so ist sie doch die Hülle, das Gewand derselben. Noch ehe der Morgen graute, heißt es, habe sie sich von ihrem Stammsitz aufgemacht, begleitet von einer ergebenen Dienerin als Gefährtin, um noch rechtzeitig dem Dienste des Herrn anzuwohnen. Ein lenksamer Hirsch mit einer Laterne an seinem Geweih hätte vorangeleuchtet. Alle Morgen, so oft es sich thun ließ, habe man den seltsamen Zug über den Randen durch's Hauenthal hinab nach der gottesdienstlichen Stadt zum Engelbrechsthor hineinziehen sehen. Vor dem Thor soll alsdann der Hirsch so lange gewartet haben, bis das Fräulein seine Andacht vollbracht hatte. Man erzählt noch von ihr, sie sei eines Morgens auf einem solchen Zug, von Rittern verfolgt, zu früh, oder als der Thorwart noch tief geschlafen habe, am Stadtthor angekommen. Da

hätte eine ihr unsichtbare Hand sofort das Thor geöffnet und sie so aus aus der Lebengefahr errettet, daher der Name Engelbrechsthor. Nach ihrem Tode wurde sie neben den Abt J. Hün, welcher im Jahre 1353 verstarb, im Münster begraben. Ihr Leichenstein, auf welchem das Bild einer betenden Jungfrau dargestellt ist, enthält die bezeichnende lateinische Aufschrift: Dominus mirabilis in sanctis suis, d. i. der Herr ist wunderbar in seinen Heiligen.

Die Hünen von Beringen waren ein altes ritterliches Geschlecht zu Schaffhausen, das, im Besitz der Gerichtsbarkeit von Beringen, zu Anfang des fünfzehenten Jahrhunderts erloschen ist. Die letzten weiblichen Zweige dieser Familie, Anna und Ursula, wurden nur die Hünentöchter genannt, und durch ihre Verbindung mit Wilhelm und Rüger Imthurn kam der ganze Reichthum dieses Hauses auf die Imthurn. Bescheidenheit scheint ein auszeichnender Zug dieses Geschlechts gewesen zu sein. Die Sage läßt sie von den Hunnen abstammen. Nicht zu verwechseln mit dieser Familie sind die Edlen von Hüneberg. Diese hatten ihre Burg am Zugersee, auf welcher immer nur Einer ihrer Familie den Sitz hatte. Die Geschlechter, wiewohl unter sich verwandt, wohnten getrennt von einander. Ein solcher war Heinrich von Hüneberg, der diese Burg bewohnte, als Herzog Leopold von Oesterreich im Jahr 1315 einen offenen Angriff auf die Waldstätten zu unternehmen vorhatte. Ein Freund des hochsinnigen Bündnisses der braven Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden, leistete er ihnen im Augenblick der höchsten Gefahr einen nicht unwichtigen Dienst. Er unterrichtete die Eidgenossen von dem wirklichen Angriffsplane Leopolds, indem er, nach dem Bericht der Chronisten, einen Pfeil in ihre Reihen schoß, an welchem ein Stück Pergament befestigt war, das die Worte enthielt: „Seid auf Euerer Hut am Morgarten!" Dieses Geschlecht ist also des Andenkens unserer eigenen Geschichte wohl werth. Im Jahre 1411, als die Schultheißenwürde käuflich vom Abt auf die Stadt überging, war es Götz (Gottfried) Hün von Hüneberg, der zum ersten Bürgermeister und Haupt der Stadt Schaffhausen erwählt wurde. Von ihm ging diese Würde auf Conrad von Fulach über (1417).

Die Glieder dieses Adelzweiges erhielten sich in Schaffhausen bei vierhundert Jahren. Ihre Besitzungen in und um die Stadt und in der Ferne, ihre Gerichtsherrlichkeiten und Rechtsame alle zu beschreiben, liegt außerhalb unserer Aufgabe. Nebst den Wohnungen in der Stadt gehörte ihnen das Bürglein vor dem Schwabenthor, das prächtige Schloß Laufen, unter dessen Grundmauern jetzt — welch' Wechsel der Zeiten! — die

brausende Locomotive dahinschmettert, und Wert unten am Becken des Rheinfalls. Viele tapfere Ritter gingen aus diesem Stamm hervor. In allen Kriegszügen der Schaffhauser wird ihrer gedacht. Chrysostomus von Fulach ist 1530 ein Hauptmann in Frankreich. Wolf Walter kommt im ungarischen Krieg um's Leben vor Hatwann 1579. Ital Hans von Fulach macht den kühnen Zug mit Karl V. mit, als dieser Kaiser es unternahm, Algier und Tunis zu züchtigen. Vor Tunis wurde er vom Kaiser zum Ritter geschlagen (1553). Hans von Fulach ist Ritter des deutschen Ordens und stirbt fünfzehnhundert und vier und neunzig im Kriege gegen die Türken. Daß sie aber auch Freunde der Wissenschaft waren, geht daraus hervor, daß der Vater des Hans von Fulach seinem Sohne einen besonderen Erzieher, einen Hauslehrer, beigab, um ihn gründlicher zu bilden, als dies öffentlich geschehen mochte. Ebenso studirte ein Adam von Fulach 1481 auf der Universität zu Tübingen. Und wie sie den geistlichen Stiftungen Vieles vergabten, so neigten sich auch viele Glieder der Familie zum Dienst der Kirche. Mehrere ihrer Töchter nahmen den Schleier. Agnes von Fulach war 1458 Priorin zu St. Agnesa. Im Jahre 1502 wurde Wilhelm Abt zu Pfeffers. Sebastian war Abt zu Haugshofen und stand dort lange in gutem Andenken. Anna war Aebtissin im Kloster Frauenthal bei Zug; Ursula Aebtissin im Klingenthal zu Kleinbasel. Viele saßen im Gericht und Rath. Ritter Conrad von Fulach wurde bereits als Bürgermeister von Schaffhausen angeführt. Weit und breit lebte im Munde des Volkes als schöner und stattlicher Mann Ulrich von Fulach, der zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts im Rathe saß. Zwischen 1440 und 1450 trug sich zu, daß Vasallen des Herzogs Albrecht von Oesterreich Ansprüche machten auf das Schloß Laufen, das damals den Herren von Fulach gehörte, und es gelegentlich mit Macht überfielen. Bei der Ueberlegenheit des Feindes und vielleicht überrascht, konnte sich die Besatzung nicht halten. In dieser Gefahr entschloß sich ein Mann, durch eine kühne That Alles zu retten. Auf der Seite gegen den Rheinsturz, wo sich der mit Gebüsch bewachsene Felsen fast senkrecht hinabsenkt, konnte das Schloß nicht belagert werden. Hier ließen sich die Bewohner Mann für Mann an Stricken hinab, gedeckt durch das Getös und Brausen des ungestümen Wassers, und jener Eine Muthige versuchte es, durch Täuschung das Spiel zu gewinnen. Er unterhandelte auf Bedingung des freien Abzugs und der Ueberlassung der Habseligkeiten. Aber wie erstaunten die Feinde, als sie bei offenen Thoren die ganze Schloßeinwohnerschaft erwarteten, aber Niemand, als jener

Unterhändler, heraustrat. Das Schloß war leer und geräumt und nichts mehr darin zu finden. Nicht lange nachher eroberten die Fulach zur nächtlichen Stunde, unterstützt von Bürgern und Edlen zu Schaffhausen, wieder ihre Burg.

Bevor ich nun zu einer weiteren Erörterung der Burgen und Seßhäuser des unteren Klettgaues schreite, ist es nothwendig, daß ich einen Blick auf die innere politische Entwicklung der Stadtgemeinde werfe, denn diese enthält den Keim der Zustände der Gegenwart, oder erklärt wesentlich die Mehrzahl unserer heutigen Institutionen, wiewohl Zeit und Geist denselben allerdings ein anderes Gepräge verliehen haben.

Es heißt, im Jahr 1264 habe sich die Stadt unter die Zahl der Reichsstädte einschreiben lassen, und Kaiser Rudolphs Befreiung der Bürger von allen auswärtigen Gerichten darf als der erste Schritt zu der nachmaligen Sebstständigkeit betrachtet werden. Leben, Ehre, Gut, Verkehr und Gewerb wurden durch besondere Gesetze geordnet; die Bürger walteten hierin frei und Abt und Kaiser behielten sich nur vor, was ihrer Rechte war. Die Garantie der Rechte wurde bei den Kaisern, ihr Schirm bei mächtigen Herren, Vertheidigung derselben durch Verbindungen mit anderen Städten gesucht.

Der Todesfall Kaiser Heinrichs VII. im Schlosse Buonconvento (1313) verursachte wegen der Uneinigkeit der Churfürsten ein Interregnum von vierzehen Monaten. Statt eines Kaisers erhielt das Reich zwei: Albrechts Sohn, Friedrich der Schöne, Herzog von Oesterreich und Graf von Habsburg, wurden von dem Erzbischof von Köln und dessen Anhängern zu Sachsenhausen, Ludwig der Baier, sein Vetter und Nebenbuhler, zu Frankfurt von fünf Churfürsten gewählt und der Letztere von dem Erzbischof von Mainz zu Aachen gekrönt. Diese Doppelwahl vermehrte die in Deutschland bereits herrschende Verwirrung. Auch die Schweiz zerfiel in Folge dieses Streites in feindliche Parteien. Schaffhausen erklärte sich, theils äußerer Nöthigung nachgebend, theils aus Sympathie, mit den Städten Winterthur, Zürich und Zug für den Herzog Friedrich. Diesem verpfändete der Kaiser, als Oberhaupt des Reichs, im Jahre 1330 mit anderen Städten, die unter ihm standen, Schaffhausen, und zwar mit dem ausdrücklichen Anfügen, daß die Stadt an Oesterreich keine größere Steuer entrichten dürfe, als bisher an das Reich: denn nicht die Selbständigkeit, welche dieses den Städten gewährte, — unter dem Reiche stehen, hieß soviel, als sein eigener Herr sein, — nur die Unmittelbarkeit ohne Zwischenherrn unter dem Kaiser zu stehen, war durch die Pfandschaft, so lange sie dauerte, aufgehoben. Unter dieser

neuen Aegide scheint die Stadt mehr gewonnen, als eingebüßt zu haben. Die engere Verbindung mit den zahlreichen österreichischen Herrschaften in dem nahen Schwaben und dem anliegenden Zürich bot ihr mindestens materielle Vortheile, und gegen Feinde mochte die Stadt nach eigenem Gutdünken Fehde führen, je nachdem Ehre oder ihre Sicherheit es erforderten. Das Kriegswesen wurde geordnet, wie man es am zuträglichsten erachtete, und vermittelnd oder entscheidend trat das Ansehen des Pfandherrn nur dann ein, wenn im Innern selbst Zwist entstand.

Dieser scheint einer ziemlich starken Spannung zwischen dem Adel, welchem die Leitung der städtischen Angelegenheiten zukam, und den Bürgern gefolgt zu sein. Zwölf herzogliche Räthe, der Bischof von Brixen an ihrer Spitze, schlichteten denselben mit aller Berücksichtigung der beiderseitigen Rechte. Die eine Hälfte des großen Rathes sollte der Adel aus seiner Mitte, die andere aus der Bürgerschaft, in den kleinen vier dieser, acht aus seiner Genossenschaft wählen. Als aber die vornehmen Geschlechter der Ordnung, welche im Namen des Oberherrn eingeführt war, sich widersetzten oder dieselbe geringschätzten, kam neue Klage an den Herzog Leopold. Er half derselben dadurch ab, daß er alsbald die Würde des Schultheißen verminderte und einen österreichischen Vogt einsetzte, wodurch der Adelsstand sich stark verletzt sehen mußte. Diese Demüthigung einerseits, sowie der harte Schlag bei Sempach anderseits, woselbst über vier und dreißig Edle von Schaffhausen ihr Leben im Dienste des Erzhauses dahin gaben, steigerten das Begehren nach weniger zweideutigen, oder unliebsamen Einrichtungen. Adel und Bürger traten daher ein Jahr nach der angeführten Schlacht vor Albert, den Nachfolger Leopolds, mit der Bitte, er möchte ihre Institutionen ändern. Dieser hob jeden Gegensatz, der bis dahin unter Adel und Bürgern bestanden hatte, auf, und verfügte, daß sechszig der ehrbarsten und weisesten Männer in den Rath gewählt werden sollten. Dies zu thun war die Gemeinde befugt, indeß nur unter dem Vorsitz des österreichischen Landvogts in Schwaben; nur Erledigungen innerhalb eines Jahres wurden von dem Schultheiß oder dem Stellvertreter des Herzogs mit Zuzug von vier Mitgliedern aus dem Rathe ergänzt. Beide Ordnungen, jene Herzog Leopolds und diese von Herzog Albert, vereinigte eine neue, Herzog Friedrichs, welcher die Stadträthe — so wollte er, daß sie sich für die Folge nannten — aus allen seinen Bürgern, ohne Unterschied des Standes, zu wählen gestattete. Zwanzig Jahre nach der von Herzog Albert bewilligten Veränderung erwarb sich die Stadt die Befugniß, ihren Schultheiß selbst zu setzen. Als dann in Oesterreichs Kämpfen manche Geschlechter des Adels erloschen, einige weg-

gezogen, die noch übrigen in ihrer Zahl vermindert, durch die lästigen Kriegszüge die Glücksgüter Vieler geschwächt, die Einkünfte der Stadt aufgezehrt waren, also daß Räthe und Bürger dem Herzog vorstellten, wie sie und die Stadt völlig gelähmt und in solchen Schulden wären, daß sie dieselben kaum zu erschwingen im Stande sein würden, ertheilte der Herzog in Berücksichtigung all' der Dienste, die Schaffhausen seinem Hause geleistet, die Ermächtigung, eine Ordnung zu machen, wie man glaube, daß dieselbe am zweckmäßigsten sei. Da trat auf Ulrichstag des Jahres 1511 die ganze Gemeinde in der Baarfüßerkirche zusammen und beschloß zunächst, nach dem Vorgange Zürichs und Basels, einen Bürgermeister zu wählen, dann, in zwölf Zünfte getheilt, von diesen aus den Rath zu besetzen. Eine Summe von dreitausend Gulden scheint der Preis gewesen zu sein, daß auch dieser Schritt zu freierer, innerer Entwicklung geschehen durfte. Zugleich ermächtigte der Herzog die Bewohner, die Vogtei der Stadt, welche er Egbert von Reischach, einem hegauischen Edlen, verpfändet hatte, um eintausend einhundert Gulden einzulösen. Wie frei und ungehindert aber auch das innere Leben der Stadt unter Oesterreichs milder Obhut sich entfaltete, wie sie auch tadellosen Erwerbs mancher Rechte sich erfreute, Eines fehlte ihr doch, was ihre Bewohner als ersten und letzten Wunsch auf den Lippen hatten: die Erledigung aus der österreichischen Pfandherrschaft, die Wiedererlangung freier Reichsunmittelbarkeit. Kaum war abzusehen, wie ohne Dazwischenkunft äußerer Ereignisse dieses je möglich sein würde. Unerwartet, zu einer Zeit, wo man es am wenigsten hoffen durfte, selbst gegen Wunsch und Absicht Vieler in der Stadt, die für die Genossenschaft fürchteten, kam Hülfe. Sobald in der Kirchenversammlung von Constanz es den Pabst Johann XXIII. gereute, über die Alpen gegangen zu sein und Herzog Friedrich offen die Partei Johanns ergriffen, auch dem Kaiser Sigismund die Huldigung verweigert hatte, traf Letzteren die Reichsacht und von dem Fürsten der Kirche der Bann. Pabst und Herzog flohen vorerst nach Schaffhausen. Diese doppelte kirchliche und politische Acht brachte Friedrich in eine schlimme Lage. In wenig Tagen erhielt er die Kriegserklärung von vierhundert Städten und Edlen. Den Oberbefehl des Heeres, welches die Herrschaft des Hauses Habsburg angreifen sollte, führte der Burggraf Friedrich von Nürnberg. Von Frauenfeld aus ließ dieser die Bürger von Schaffhausen auffordern, sie möchten König Sigismund, ihrem Herrn, huldigen, die alte Reichsunmittelbarkeit dadurch wieder gewinnen; sechs Tage gebe er Bedenkzeit, um zu berathen, ob es besser sei, ein freies oder ein dienstbares Vaterland den Nachkommen zu schenken. Die Antwort lautete:

daß es den Bürgern nicht genüge, von Oesterreichs Gegner die Reichsunmittelbarkeit als Geschenk anzunehmen, sondern durch den Pfandherrn selbst wollten sie des Eides entbunden und sollte das Haus Habsburg für seine Anspüche, an die Stadt entschädigt werden, damit es niemals je einen Vorwand fände derselben um die verlorne Pfandschaft zu grollen. Darum wurden sogleich dem König dreißigtausend Ducaten übermittelt, als die Summe, wofür sein Reichsvorfahr die Stadt einst verpfändet hatte; wie er mit dem Herzog sich darüber vereinbare, war nicht ihre Sache. So gelangte vom sechsten April 1415 an, nach fünf und achtzigjähriger Trennung vom Reich, Schaffhausen nicht bloß zu der früheren, sondern zu einer erweiterten Freiheit.

Um aber wiederum den Faden des früher Erzählten, das dem Leser ein Bild des stark verbreiteten Adels in unserer Landschaft zeigen soll, aufzunehmen, kehre ich wieder in frühere Jahrhunderte zurück und berühre insbesondere den unteren Theil des Klettgaues, der, wie sich aus der folgenden Darstellung ergeben wird, mannigfach in die Geschichte des oberen eingreift.

Sowohl durch Reichthum, als durch wohlerhaltene Freiheit ragte besonders auch jenes aus Schwaben (Steinachthal) stammende Haus der Freiherrn von Krenkingen hervor.[1]) Frühe schon hatte es sich in den Hegau, in die Baar und zumal in den Klettgau verbreitet.[2]) Seine Verdienste haben ein gutes Andenken hinterlassen. Ihm verdankt das Gotteshaus Riedern seinen Ursprung, St. Blasien einen glücklichen Fortgang und Thiengen viele Freiheiten, wo nicht die erste Aufnahme. Mehrere Jahrhunderte hindurch war der krenkingische Name in hohem Ansehen, am meisten zur Zeit, als aus der weißenburgischen Linie[3]) Herr Diethelm den bischöflichen Stuhl zu Constanz besaß, ein Mann, welcher durch seine Privattugenden ebenso

1) Krenkingensium dynastarum prosapia, origine Sueva, multis majorum suorum imaginibus clara late per Albegoviam vicinasque regiones dominabatur. Wilberz de nobilit. Albegav. Msctm.

2) Familia Krenkingensis nominis sui quattuor possedit castra, primum Altkrenkingen dictum (Steinachthal), secundum Gutkrenkingen nominatum (bei Dietlingen), tertium Neukrenkingen vocatum (im Klettgau) et quartum Krenkingen simpliciter adpellatum (bei Engen im Hegau), ut castra Gutenburg, Wissenburg et Isenegge taceamus. Ex quibus patet, quam late hujus familiae potentia se diffuderit. Wilberz l. c.

3) Ex eadem familia Krenkingensi descenderunt domini de Wissenburg, galeae solum ornatu a reliquis distincti. Wilb. l. c.

hervorleuchtete, als durch seine Kenntniß der öffentlichen Geschäfte. Dieser, während er für Philipp von Hohenstaufen das Herzogthum Schwaben verwaltete[1]) — die Wiederherstellung geschah im Jahre 917 nach dem Sturze der Nachkommen Herzog Gottfrieds durch Graf Burkhard, — verschaffte seinem Haus die Kastvogtei des Klosters Rheinau, wodurch der krenkingische Name im Klettgau und über den Grenzen desselben weithin vorherrschend wurde. Die Schirmvogtei bei reichen Stiften war seiner Vortheile wegen, wie schon erwähnt, vom Adel so gesucht, daß oft lange und blutige Streitigkeiten darum geführt wurden. Am vortheilhaftesten machten es gewaltige Herren, wenn schwache Aebte aus Furcht oder Faulheit die außerkirchlichen Angelegenheiten ihres Gotteshauses allein den Vögten überließen. Daher finden sich fast in allen Klosterjahrbüchern Klagen über den Mißbrauch dieses Amtes. Das Stift Rheinau hatte ursprünglich in unmittelbarem Schutze des Reiches gestanden, aber Kaiser Heinrich IV. hatte die rheinauische Kastvogtei den Grafen von Lenzburg übertragen, nach deren schmählicher Verwaltung sie wieder an das Reich zurückfiel und sofort an die Freiherren von Krenkingen gedieh. Diese aber überboten, so wenig man es erwartete, die lenzburgische Verwaltung noch. Entgegen allem Ansehen der Gesetze und Verträge, beengten und bedrückten sie auf einmal das Gotteshaus und dessen Leute durch die willkürlichsten Steuerauflagen und offenen Raub. Jedermann waren solche Vorgänge ein wahres Räthsel. Als endlich Rheinau in Abt Burkhard dem Zweiten einen Vorsteher erhielt, der seinem Amte in den damaligen Zeitverhältnissen gewachsen war, kam die Schutzvogtei vom Haus Krenkingen wieder an das Reich zurück. Allein die Freiherren, obschon hinlänglich entschädigt, setzten ihre feindseligen Gesinnungen durch Verfolgungen fort. Einer von ihnen, genannt Heinrich der Alte, büßte dafür mit Ehre und Leben,[2]) den übrigen, deren Glieder ziemlich zahlreich waren, bot die traurige Zeit des Zwischenreichs Gelegenheit genug, ihr edles Blut zu rächen. Sie ließen dieselbe wirklich auch nicht thatenlos vorübergehen, sondern tobten und wütheten so lange ungestraft, bis König Rudolph

1) Diethelmus episcopus partes Philippi, a quo ducatum Sueviae regendum susceperat egregie promovens, cum pecuniis indigeret, advocatis monasteriorum nobilibus et inter has Rhenaugiensem suis agnatis de Crenkingen vendidit. Van der Meer, annal. Rhenaug. 372.

2) Henricus de Crenkingen, qui monasterio plurima mala et damna intulerat, nec per censuras et proscriptiones ad meliorem frugem reduci potuerat, anno 1243 ab inimicis peremtus est. Van der Meer, 282.

von Habsburg, dessen Haus im Klettgau mehrere Besitzungen hatte, von Schaffhausen aus die Veste Weißenburg einnahm und brach (1281).[1])

Dreißig Jahre vor diesem Sturz des Hauses Krenkingen war in Graf Heinrich das küssachbergische erloschen. Ueber die Erbschaft hatte sich eine ernste Fehde entsponnen zwischen Heinrichs Schwager von Lupfen (Stühlingen) und Bischof Eberhard von Constanz, dessen Vorgänger die Veste Küssachberg als Pfandschaft an das Hochstift gebracht, wovon bereits die Rede war. Der Herr von Lupfen sprach es nämlich an für seine Kinder, und Bischof Eberhard, der Nachweser Heinrichs, machte das Kaufrecht seines Stiftes darauf geltend. Ueber der erhobenen Rechtsfrage erbitterten sich nun die Gemüther bis zur Gewalt. Es folgte eine gegenseitige Verwüstung, bis endlich beide Theile, des Streites müde, auf den Entscheid gewählter Schiedsrichter compromittirten. Es waren der Domprobst Bilgerin, Herr Vollmar von Kemnaten, Friedrich von Wildenstein (Aargau), Hiltbold von Steckborn, Berthold von Anweiler und Hugo von Ostringen, welche nach Recht und Minne folgenden Spruch fällten: Herr Heinrich von Lupfen und seine Kinder verzichten auf das Gut, welches Graf Heinrich von Küssachberg dem Bischof Heinrich in Gewähr wies, mit allen Rechten und Zwingen. Dagegen verleiht Bischof Eberhard dem von Lupfen und seinen Kindern zu einer Besserung die Burg Stühlingen mit zwölf Mark Hubengeld. Um den im Krieg erlittenen Schaden erhebt der Bischof keine Klage, und aller Bann soll abgethan sein.[2]) Von dem an war kein mächtigeres Haus in solcher Nachbarschaft, als Lupfen;[3]) es bildete sich unter ihm sofort die Landgrafschaft Stühlingen, wie unter Habsburg-Laufenburg die Landgrafschaft Klettgau.

---

1) Anno 1281 Rudolphus Caesar inter alias arces praecipue Weissenburgum in Cleggovia post longam sex septimanarum obsidionem funditus evertit; ex quo tempore Joannes de Krenkingen, abbatiae usurpator, non amplius occurrit, cujus familia deinceps a pristino divitiarum ac honoris culmine nimium quantum defecit. Van der Meer 396.

2) Diese Sühne geschah zu Constanz im Frühling des Jahres 1251. Die über diesen Vergleichsspruch aufgenommene Urkunde ist eine der ältesten, welche wir in deutscher Sprache besitzen.

3) Die Grafschaft Hauenstein bildete mit der Landgrafschaft Stühlingen ursprünglich den Albgau, welcher alles zwischen dem Rhein, der Wutach und jenem gegen Säckingen herablaufenden Arme des Feldberges gelegene Land in sich begriff. Bis in das eilfte Jahrhundert erscheint die Landschaft ungetheilt unter ihren Gaugrafen. Welchem Geschlechte dieselben aber angehörten und

Der Stamm von Habsburg hatte sich durch die Enkel Graf Albrechts in zwei Nebenlinien getheilt. Bei dieser Theilung war unser Gau dem jüngeren zugefallen, welcher zu Laufenburg saß und das traurige Bild eines in sich zerfallenden Baues darbot, indeß der ältere den höchsten Gipfel der Macht und des Glanzes erstieg. Nachdem durch König Rudolph ein Haus Oesterreich bestand, erscheint das habsburg-laufenburgische unter dessen Amtleuten, und es würde sich in der Menge des österreichischen Adels vollends verloren haben, wenn ihm nicht die klettgauische Landgrafschaft noch einen Schein von Ansehen gewährt hätte. Die Landgrafschaften aber entstanden damals durch die Aufhebung des Herzogthums Schwaben, welche die schwäbischen Großen dem Könige abzunöthigen wußten. Sie theilten sich also in die herzoglichen Rechte und kamen unmittelbar unter das Reich zu stehen, d. h. sie erschienen als Fürsten und Landesherren. Ihre Gerichte traten daher an die Stelle des herzoglichen Landgerichtes, welches sich in ein kaiserlich Hofgericht — Rottweil war der Sitz desselben — verwandelt hatte und für jene die nächste Instanz war. Im Klettgau wurde das kaiserliche Landgericht gehalten am langen Stein bei Thiengen, auf der Brücke zu Kaiserstuhl, oder auf der Halde bei Rheinau, von zwölf freien Männern, unter dem Vorsitz des Landrichters, im Namen der Grafen von Habsburg-Laufen-

---

unter welchen Verhältnissen sie sich später in die Grafschaft getheilt haben, ist nicht mehr zu ermitteln. Schon aus sehr früher Zeit kennt man erbliche Grafen von Stühlingen im oberen Albgau, während über das Schicksal des unteren ein völliges Dunkel herrscht. Man vermuthet, diese Hälfte des alten Albgaues sei durch Erbschaft an das habsburgische Haus gediehen. Gewiß wenigstens ist es, daß Rudolph die grafschaftlichen Rechte mit vielem Grundeigenthum besaß, und sich während des Interregnums die völlige Landeshoheit darüber anzumaßen suchte, was hernach sein Sohn, jener düstere Kaiser Albrecht, den keine Seele liebte, wirklich ausgeführt hat.

Von ihrer Trennung an hatten beide Theile ein ganz verschiedenes Schicksal, und der Charakter der beiderseitigen Bewohner entwickelte sich ebenso verschieden. Die Hauensteiner erkannten die Hoheit des Erzhauses Oesterreich, die Stühlinger wurden Unterthanen des gräflichen Hauses von Lupfen. Jene erhielten ihr allemannisches Gepräge rein, während diese ein mehr schwäbisches annahmen. Den hauptsächlichsten Unterschied aber erzeugte die Verfassung. Die Stühlinger behielten zwar das uralte freie Landgericht, ihre Freiheits- und Rechtsverhältnisse aber verloren sich immer mehr in den Machtbesitz ihrer Herrschaft, deren tyrannischer Druck endlich gerade hier den Ausbruch des Bauernkrieges hervorrief. Im Hauensteinischen dagegen bildete sich eine Bundesverfassung oder Einung der verschiedenen Thal- und Bergbewohner.

burg. Bei dem Zerfall der gemeinen Freiheit aber fiel das Gericht endlich ganz in die Hand des Adels und der gemeine Mann fand in ihm kein Gehör mehr. Dieser Uebelstand trieb den Grafen Johann IV. mit dem Habsburg-Laufenburg erlosch (1408), an, von König Ruprecht die Erlaubniß zu erwerben, das Gericht auch ohne adelige Schöffen zu besetzen und den Mißbrauch des Zeugenmehr's abzuschaffen. Nach dieser Erneuerung bestand das klettgauische Landgericht noch bis in das vorige Jahrhundert, wenn auch mehr und mehr verkümmert, und endlich nur gleichsam noch in dem Amte des Landrichters, welcher zu verschiedenen Zeiten des Jahres die angesehensten Vögte bald in dieser, bald in jener Gemeinde versammelte, und sich mit ihnen über die Angelegenheiten des Landes berieth.[1])

Seit dem großen Zwischenreich, worin der Ursprung der schwäbischen Landgrafschaften zu suchen ist, hatte sich neben ihnen und durch sie Vieles sehr geändert. Durch die Hofhaltungen der Kaiser und Fürsten, durch die Reichs- und Landtage, die Turniere und Hochzeiten[2]), endlich durch die Heerfahrten nach Italien und zum Grabe des Herrn in Jerusalem lernte der Adel neue Sitten und neue Bedürfnisse, welches zwar den Geist aufklärte, das Leben angenehmer und geschmeidiger machte, aber die alte genügsame Lebensweise sichtlich untergrub. Das adelige Leben dieser Zeit erforderte einen immer größeren Aufwand zu Hause, wie auswärts, und der unbemittelte Adel war jetzt schon gezwungen, Dienste wegen des Soldes zu nehmen, während seine Väter solches früher um der Ehre willen allein gethan. Dadurch aber gewann das Feudalwesen, welches diese Veränderung herbeigeführt hatte, immer wieder neue Kraft, bis es zuletzt zur allgemeinen Herrschaft gelangte. Denn die ganze Verfassungsform des Staates und der Kirche gestaltete sich nach

1) Als im sechszehnten Jahrhundert die offene volksthümliche Gerichtspflege von der verschlossenen des römischen Rechtes und des Kanzleiwesens verdrängt wurde, versammelte man auch das kleitgauische Landgericht nicht mehr an den alten Malstätten unter freiem Himmel, sondern in den Gemeinds- oder Wirthshausstuben. Dieses war schon ein sprechendes Bild seines Zerfalls. Das bewirkte der Rest von politischer Freiheit, dessen sich die damaligen Landschaften und Gemeinden noch erfreuten, der Rest ihres uralten Rechtes eigener Gerichtsbarkeit, der Rest des Geschwornengerichtes, das man neuerdings wieder sucht, bei uns aber durchaus für unzweckmäßig erachtet.

2) Hochzeit hieß damals im Allgemeinen jedes Fest, jeder Tag, der aus irgend einem Grunde festlich begangen wurde. Ein reiches Gastmahl war meist die Hauptursache.

ihm, und vom Reichshaupte bis herab zum Edelknecht waren alle Handlungen in das steife Lehenceremoniell gezwängt. Diese eingestaltige Steifheit milderte jedoch das Ritterwesen, welches seit den Kreuzzügen und unter den Hohenstaufen aufblühte und über das damalige Leben der höheren Stände einen großen Reiz verbreitete.

Die glänzenden Höfe der Hohenstaufen und Habsburger, wo Alles den Typus eines großen und edlen Wesens trug, waren für den Adel das Vorbild und die Schule der guten Lebensart und des feinen Tones geworden. Die adelige Jugend kam frühe aus dem älterlichen Hause an irgend einen Hof oder zu einem durch ritterliches Wesen besonders geachteten Herrn, um die adelige Lebensart zu erlernen. Mit der Volljährigkeit erhielt der Jüngling den Ritterschlag und dann begann sein Dienst für Altar und Thron, für die bedrohte Unschuld und die Damen. Schönheit, Kraft und Muth, Verstand, Gemüthlichkeit und Höflichkeit (curialitas) empfahlen einen Ritter, und die vorzüglichsten Mittel diese erlangten Eigenschaften zu zeigen und ihr Lob zu erringen, waren der Gesang und das Turnier.

Jede gesangbegabte Brust ließ in jener poetischen Zeit ihre Stimme hören. Das Volk hatte seine Lieder und Gesangmeister, der Adel, die Geistlichkeit dichteten und sangen, und selbst die größten Fürsten und Kaiser, wie ein Barbarossa, suchten einen Ruhm in der Uebung dieser Kunst. Es war allgemeine Sitte, daß jede Dame unter ihren Bekannten einen erklärten Gönner oder Verehrer hatte, der ihr in Liedern und Gesängen ungeheuchelt die Gefühle seines Herzens offenbarte — und die Liebe ist stets der erste Dichter. Während die poetischen Größen, wie ein Eschenbach, ein Ostringen, ein Walter von der Vogelweide und ein Gottfried von Straßburg große Aventüren und Epopöen verfaßten, dichteten und sangen die Ritter ihre Minnelieder.[1]) Allein so ganz plato-

1) In der Manessischen Sammlung erscheinen als Minnesänger aus unseren Gegenden Ulrich von Gutenburg bei Thiengen und der von Beringen, über welch' letztere Geschlechter aber zur Stunde noch die verschiedensten Ansichten laut geworden sind. S. Laßberger's Liedersaal II. XVI. XVII. Ersterer singt von seiner Geliebten:

„Sie seiget Bluomen unde Klee
In mines Herzen Anger.
Deß muoß ich sin, wie's mir ergeh,
Viel richer Froiden swanger."

Des von Beringen Lieder stehen in der Münchener Handschrift cod. germ. 717 auf Blatt III. a — d.

nisch war die Liebe dieser Ritter nicht, sondern vielmehr ein natürliches Feuer, womit unverdorbene Sinne ihre einfachen Heldenseelen entzündeten, eine Liebe, wie sie Haller in seinen Alpen besingt. Dies war die schöne Zeit des Ritterthums. Der Zerfall derselben wäre sicherlich schnell eingetreten, wenn nicht das Institut des Turniers die Sittlichkeit und den edlen Schwung des Ritterwesens lange Zeit noch genährt hätte. Dieses Institut errichteten die Franzosen. Theilnehmer an demselben konnte nur sein, wer zum Orden der Ritter gehörte und die Gesetze des Ordens nicht verletzt hatte. Daher wurde jedesmal am Tage vor dem Turnier eine Helmschau, d. h. durch gesetzte Richter eine Untersuchung über die Turnierfähigkeit der anwesenden Ritter vorgenommen. Wer eine Dame beleidigt, wer sein Ehrenwort gebrochen, wer dem Wucher obgelegen und wer durch eine Mißheirath seinen Adel entehrt hatte, dessen Helm wurde zur Erde geworfen, als ein Zeichen der Unwürdigkeit.

Ein solches Schauspiel wurde nun auch im Jahr 1392 in der Woche nach Allerheiligen auf dem Herren-Acker, in dessen Mitte damals eine große Linde stand, zu Schaffhausen aufgeführt. Hundert und fünf und siebenzig Edle aus dem benachbarten Schwaben fanden sich da ein, Roß und Mann wohl geharnischt. In den Urkunden der Stadt werden mit Namen genannt: Graf Eberhard von Württemberg, Markgraf Rudolph von Baden, Herzog Johann von Baiern, Herzog Friedrich von Oesterreich, Herzog Stephan von Baiern, Landgraf Ludwig von Hessen, Burggraf Friedrich zu Nürnberg und Graf Henneberg. Die meisten hätten auch ihre Frauen und Töchter mitgebracht. Das war ein Tag hoher Freuden, aber er verfloß nicht ohne Einmischung wehmüthiger und beugender Erinnerungen. Denn nur vier Jahre zuvor hatte Schaffhausen den herben Verlust von mehr als fünfzig tapferen Männern in Folge der Schlacht bei Näfels zu beklagen, und wieder zwei Jahre früher verwüstete der Tag bei Sempach die Adelsblüthe der Stadt. In manches erschlagenen Sohnes Mutter glänzte eine helle Thräne beim Anblick der geharnischten Ritterschaar und ihrer an heiße Kämpfe erinnernden Spiele.

Diese blieben lange eine vortreffliche Anstalt, und eigentlich theils die Erziehungsschule, theils die Polizei des Adels. Die Handhabung der Waffen wurde durch sie zur Kunst, so, daß der Ritter selbst im Gedränge der Schlacht nicht ohne Schande davon abwich.

Wie aber alle Institute nach und nach zunehmen, den Mißbräuchen erliegen, so auch dieses. Als die erste Blüthe des Ritterthums durch das Faustrecht, der bestialischen Gewalt des Stärkeren, gefallen war,

wurden die friedlichen Uebungen des Turniers zu rohen, oft feindseligen Kämpfen, und hiedurch bei einem großen Theile des Adels zur Leidenschaft.[1]) Nachdem vollends die Erfindung des Geschützes eine Umänderung der Kriegsmanieren veranlaßt hatte, galt es nur noch für eine bloße Belustigung, wobei man keine anderen Zwecke verfolgte, als die Pracht seiner Kleidung und dergleichen zur Schau zu tragen. Von der alten Würde war kaum noch eine Spur bemerkbar, und an ihre Stelle traten affektirte Tändeleien zur Ergötzung hoher Herrschaften.

Der Zerfall des Minnesangs und des Turniers waren die traurigen Vorboten vom Zerfall des ganzen Standes, welchem sie zur Bildung und Erhebung gedient. Schon während der Verirrungen des großen Interregnums war der edle Geist des Ritterthums der unbändigsten Fehdesucht gewichen. Die Hefe des Adels hatte sich allezeit stark in's Räuberhandwerk gelegt; damals aber scheuten sich selbst Herren vom ersten Geblüte nicht mehr, es gegen Städte und Klöster auszuüben, und Mancher verendete sein lustiges Ritterleben am Galgen.

Auch das Lehenswesen artete nunmehr völlig aus und gebar die entsetzlichsten Abnormitäten. Es erhob sich der neue niedere Adel als Schlingpflanze an den Aesten des alten, hohen und saugte ihnen die Säfte aus. Diese Nachkommen fürstlicher und gräflicher Reitknechte ahmten Alles nach, was adelig schien, nur den Adel der Gesinnung, der Seele nicht. Es erhob sich das Unwesen des Junkerthums (Jungherrenthums) voll Kleinlichkeit, Willkühr, Rohheit und Dünkel. So spielte Mancher bei öffentlichen Anläßen die Rolle des Anstandes mit spanischer

---

1) Man liest in allen Zeitbüchern von blutigen Opfern dieser Turnierwuth, und Reimar von Zwetter (s. Manessische Sammlung II, 129) singt:

„Turnieren war einst ritterlich,
Nun ist es toblich, todreich, rinderlich,
Mordmesser und Mordkolben,
Geschliffne Aexte auf des Mannes Tod,
So ist der Turnei nun gestalt!
Da wird mancher Frau ihr Auge roth, ihr Herze kalt,
Wenn ihren Mann sie weißt in mörderischer Noth.
Als man Turnierens pflog durch Ritterehre,
Durch hohen Muth, durch Hübescheit,
Da hätte man um eine Decke
Ungern erwürget einen Mann.
Wer das nun thut, und das wol kann,
Der dünket sich vor aller Welt ein Reke."

Grandezza, während er sich Abends bei seinen Mitgesellen im Schlamme des Trunkes und der Zoten wälzte. Ueberhaupt aber hatten der Luxus und das Fehdewesen den Adel seit Langem schon mit Schulden bedeckt. Er war genöthigt, sich an Fürsten, Klöster, Städte und Juden zu wenden, um seiner Geldnoth durch Verkäufe und Verpfändungen abzuhelfen, und es kam dabei oft so weit, daß manches Geschlecht sein Stammhaus nicht mehr behaupten konnte, daß oftmals drei, vier, sechs verschiedene Familien eine und dieselbe Burg bewohnten. Umsonst trat er zur Aufrechthaltung seines Ansehens endlich in große Bündnisse zusammen: der Grundpfeiler seiner Macht, der bessere Geist, war gewichen. Wider die aufblühenden Eidgenossenschaften des Volks und die Gemeinwesen der Städte hatte er nichts mehr, als seinen glühenden Haß. Wie klein das Besitzthum auch geworden, so groß wollte er gleichwohl immer noch leben. Und hiedurch kam es dahin, daß viele Herren, deren Väter wohl eher Kaisern und Herzögen getrotzt, in der Freundschaft einer benachbarten Stadt ihre Rettung suchten. So war der klettgauische Adel zu Ende des dreizehenten Jahrhunderts schon sämmtlich in Neukirch, Thiengen, Waldshut, Schaffhausen und Zürich verburgrechtet oder ansässig.

Das alte Freiherrengeschlecht von Krenkingen hatte seine Herrschaft im Klettgau für den Fall eines kinderlosen Abganges an König Albrecht von Oesterreich verkauft; im Albgau waren beide Linien noch mächtig, bis mit Lüthold dem Alten das sinkende Gebäude der Familie zusammenbrach. Von seinen Enkeln verkaufte Diethelm das Lehen der Burg und Stadt Thiengen nebst der Vogtei zu Neukirch, dem Bischof von Constanz, seinem Lehensherren. Der letzte Herr dieses Hauses, Martin, Abt zu Reichenau, stieg daselbst als würdiger Beschließer desselben mit Schild und Speer in die Gruft (1508).[1])

Die Edlen von Balm hatten längst ihre Stammburg an das Haus Regensberg veräußert, worauf dieselbe unter Habsburg gedieh und der Wohnsitz der Landgrafen im Klettgau wurde. Johann IV. von Laufenburg-Habsburg beschloß in ihr sein Leben. Die Herren von Erzingen und Grießheim verarmten im Dienste Oesterreichs. In gleicher Abnahme ihres Glücks waren die Edlen von Instetten. Vom übrigen Adel sind noch viele Namen in den klettgauischen Urkunden vorhanden, die uns aber weiter nichts besagen, als daß sie einige andere überlebten. Von

1) Die meisten urkundlichen Nachrichten über das krenkingische Geschlecht hat man aus den Klosterarchiven von Rheinau und Sankt Blasien.

den Herren von Hardenkirch, Radegg und Roßberg schweigen sie sogar gänzlich. Sehr wahrscheinlich überdauerten die Schlösser derselben kaum das Interregnum. Von einem Heinrich von Roßberg weiß man jedoch, daß er im Jahr 1405 im Kriege mit den Appenzellern sein Leben einbüßte. Ob sein Stammhaus aber dazumal noch bestanden, vermag ich nicht mit Sicherheit festzustellen.

Graf Johann IV. war ohne männliche Nachkommenschaft. Als er die Reihe seiner Väter beschloß, brachte Ursula, dessen einzige Tochter und Erbin, die Landgrafschaft Klettgau mit den Herrschaften Krenkingen und Rothenburg an das Haus der Grafen von Sulz. Diese stammten aus der Gegend von Oberndorf am Neckar, wo sie ehemals große Güter besessen, die große Grafschaft der Baar verwalteten, sowie die erbliche Präsidentenwürde des Hofgerichts zu Rottweil bekleideten, bis bei dem allgemeinen Verfall der alten Familien auch sie in Abnahme geriethen. Aber damals bewies aus ihnen Graf Hermann, daß dem Muthigen und Einsichtsvollen die Welt gebührt. In den österreichischen Kriegen gebildet, ward ihm wegen seiner eifrigen Treue die Vogtei in den vorderen Landen übertragen; die Herzöge von Oesterreich bedurften seiner in fast allen Geschäften, in welcher Stellung er Ansprüche zu machen hatte. Dieser Graf warb um die Hand Ursula's — aber nicht für sich, sondern für seinen Sohn Rudolph. Frau Agnes von Landenberg, die Wittwe Graf Johann's, mochte sich geschmeichelt fühlen, ihre Tochter so vortheilhaft zu verbinden. Die Sache entschied sich daher schnell. Kaum zwei Monate nach dem Hingange Graf Johann's wurden die Ehepakten besiegelt. Sie setzten fest, daß nach zwei Jahren die Vermählung der Brautleute geschehen, dadurch von Eherechtswegen die Grafschaft des Klettgaues, wie die Herrschaften Rothenburg und Krenkingen an Graf Rudolph übergehen, die Wittwe Mutter aber die Burg Balm mit Zugehör als Leibgeding erhalten solle. Ein Punkt war aber bei dieser Gelegenheit mit Stillschweigen übergangen worden: die rheinauische Schirmvogtei, die in ihrem Verfolge Vieles dazu beitrug, das Glück der sulzischen Familie zu untergraben. Graf Hermann hielt seinen Sohn als Erben von Habsburg-Laufenburg für hinlänglich berechtigt, dieses Amt anzusprechen; das Gotteshaus dagegen übertrug es dem Herzog Friedrich von Oesterreich. Damit war den Grafen ein arger Streich begegnet und ein tiefer Groll gegen die rheinauischen Mönche setzte sich in ihren Gemüthern fest. Sie harrten einer schicklichen Gelegenheit, um eine empfindliche Rache an ihnen zu nehmen.

Damals bot der Herzog seine Macht gegen die Appenzeller au (1405 am 17. Juni). Graf Hermann als Landvogt führte das Volk der Vorlande. Auch Schaffhausen gesellte sich ihm bei, ward aber von Friedrich geleitet, der sich mit einer Truppenabtheilung gegen die Stadt St. Gallen wandte, während die andere in Appenzell eindringen sollte. Gegen dieses verbündete Heer sahen sich die Appenzeller zu schwach und wichen klug aus dem Rheinthal in ihre Berge zurück, wo sie unangreifbar waren. Vom Gebirge Stoos herab ward der Feind haufenweise niedergemacht. Als Herzog Friedrich die Nachricht von der Niederlage seiner Waffengenossen hörte, zog er sich, da er die Stadt nicht zu nehmen im Stande war, ebenfalls nicht ohne große Verluste zurück. Die Vertheidiger St. Gallens verfolgten ihn bis nach Arbon und nahmen das Banner Schaffhausens. Von den Edlen Schaffhausens fielen Ritter Johann von Klingenberg, genannt der Gute, Rüger Imthurn und sein Knecht Wezel, Ital Schönlöw, Heinrich Irmensee und der bereits genannte Heinrich von Roßberg nebst mehreren Andern.

Als der Graf Hermann nach Hause kam, fand er zu Rheinau ein heftiges Zerwürfniß. Der kaum gewählte Abt Heinrich war indessen gestorben und an seine Stelle Herr Hugo von Almishofen erhoben worden. Diese Wahl aber hatte eine Zwietracht zwischen dem neuen Vorsteher, den Conventherren und der Bürgerschaft zur Folge gehabt, welche immer heftiger entbrannte. Nichts war jetzt dem Grafen erwünschter. Er erschien zu Rheinau, ließ die Gemeinde versammeln, umstellte das Rathhaus mit seinen Knechten und erzwang sich die Huldigung als Schutzherr der Stadt und des Stiftes. Diese Gewaltthat wurde die Mutter verderblicher Folgen. Der Abt berichtete sie an den Herzog, und Friedrich, entrüstet darüber, entsetzte den Grafen sofort mit Ungnade der Landvogtei und bethätigte sich als rechtmäßiger Schirmherr von Rheinau. Einige Jahre gingen so vorüber. Die Zusammenkunft des großen Concils zu Constanz nahm damals alle Gemüther in Anspruch. Abt Hugo zog hinauf, der Herzog erschien daselbst, und auch Graf Hermann mit seinem Sohne fand sich ein — vielleicht in Aussicht einer Begnadigung. Da änderte aber die Flucht des Pabstes plötzlich alle Verhältnisse. Friedrich fiel in die Reichsacht, in den Kirchenbann und verlor alle seine Lande. Diesen Augenblick benützte Hermann, sammelte Kriegsvolk um sich und zog damit in Begleitung seines Sohnes und der jungen Gräfin nach Rheinau. Es war ein Leichtes, sich des Ortes zu bemächtigen und von der Bürgerschaft wiederholt die Huldigung zu erlangen. Der Besitz des rheinauischen Kastvogtei-

amtes schien dem Hause Sulz nunmehr für bleibend gesichert. Hermann betrog sich aber, denn König Sigismund nahm Rheinau als ein Reichsstift in seinen unmittelbaren Schutz und söhnte sich später endlich wieder mit dem Herzoge aus. Dieser machte nun Anstalt, seine Herrschaften wieder einzunehmen. Er wollte im Spätherbst (1418) mit starker Macht am Rheine erscheinen. Abt Hugo, hoch erfreut hierüber, bereitete mit vielen Unkosten einen großen Vorrath von Lebensmitteln. Allein auch er betrog sich. Friedrich, in Tyrol zurückgehalten, erschien nicht. Dagegen, als Graf Hermann die Lage des Herzogs erfuhr, sann er auf einen neuen Handstreich. Mitten im Winter überrumpelte er die Stadt und das Stift, besetzte die Magazine und führte all' den Vorrath weg, welcher für das herzogliche Heer angehäuft lag. Diese hülflose Lage, worin sich der Abt dadurch befand, nöthigte ihn, das gerade Gegentheil von seinem bisherigen Bestreben zu thun. Unter Vermittlung des Herrn von Thengen zu Eglisau, eines rheinauischen Vasallen, kam ein Vertrag zu Stande, wonach Hugo ungestört Herr zu Rheinau verbleiben, Graf Hermann dagegen als Schirmvogt anerkannt werden sollte (1419 Anfangs Jan.).

Man gab sich gegenseitig nun die Miene, mit Vergessung alles Geschehenen fortan in bestem Frieden leben zu wollen. Der intriguante Geist des gedemüthigten Prälaten ruhte aber nicht; es wurde durch Zwischenpersonen die ganze Sache vor den Herzog gebracht und auf den Sturz des Grafen hingearbeitet. Dieser selbst schien nichts zu ahnen. Er kam ruhig von Balm herüber, wenn er dort die Gräfin Wittwe besuchte, und als werther Gast weilte auch Graf Rudolph öfters in der Mitte rheinauischer Mönche bei perlendem Wein und munteren Scherzen. So eines Tages im Herbst vierzehnhundert und ein und zwanzig. Heiterer Laune war der Graf im Kloster erschienen, harmlos und mit gleicher Freundlichkeit hatte ihn Hugo empfangen. Man ging zur Tafel — anstatt sich aber zu setzen, ergriff Rudolph, der Sohn Hermanns, den Abt beim Koller und erklärte ihm trotzig, daß er gefangen sei. Erstaunt stand Hugo, er zweifelte an des Grafen Ernst; dieser jedoch, nach vergeblichen Worten des bebenden Abtes, nöthigte ihn in ein Nebengemach, aus welchem ihn Abends bewaffnete Knechte nach dem Thurm Neukrenkingen im unteren Klettgau schleppten. Einige Tage darauf ließ ihn Rudolph auf die Veste Balm bringen. Da ihm aber dieser Ort nicht sicher genug scheinen mochte, so verbrachte man den unglücklichen Prälaten nach Büchelsee, von da auf das Schloß zu Neckarburg und endlich auf den Ca-

stellberg. Nach einem Jahre dieses grausamen Gefängnisses, wo Hunger und Kälte die Gesundheit des Abtes zerrütteten, gelang es seinen Freunden, ihn wieder in sein Stift einzusetzen. Aber die Grafen fuhren fort, sich als Herren von Rheinau zu betrachten und die Klostereinkünfte zu verschwenden. Jetzt konnte sich der Abt daheim nicht mehr halten; er floh zum Herzoge, welcher ihn zu Thann im Elsaß verpflegen ließ. Von hier aus betrieb Hugo den Prozeß gegen seinen Verfolger und brachte es endlich dahin, daß beide, Graf Hermann und sein Sohn, in die Acht erklärt, mit dem Kirchenbanne belegt und aller ihrer Aemter entsetzt wurden. Beinahe eilf Jahre verwaltete Hugo hierauf seine Abtei, da die Grafen nichts mehr gegen ihn unternahmen, indem sie froh waren, durch Verzichtleistung auf die Schirmvogtei und Verheißung eines angemessenen Schadenersatzes, sich bei ihren Mißverhältnissen von den Banden des Bannes und der Acht zu befreien.

Graf Hermann, als er mit dem Herzog wieder ausgesöhnt worden, starb endlich lebensmüde in hohem Alter um das Jahr vierzehnhundert acht und zwanzig — ein Mann, welcher durch seine Thätigkeit, Verwandtschaft und Stellung ein hohes Ansehen genossen. Ein Kind seiner Zeit, muß ihn der Geist derselben vielfach entschuldigen. Die damaligen Menschen waren mehr ausgelassen, mehr leidenschaftlich, als schlecht. Die reichen Prälaten forderten durch ihren Uebermuth und Ueppigkeit den Laien gleichsam selber auf, sie zu ranzioniren.

Graf Rudolph war nicht das Bild seines Vaters. Die letzten Erlebnisse hatten ihn herabgebracht; dabei lebte er auch zu Balm mit den Seinigen sehr unzufrieden. Der Graf, voll nagenden Grames, folgte schnell seinem Vater. Er hinterließ drei unmündige Söhne, Johann, Alwig und Rudolph, für welche Mutter und Großmutter die Verwaltung der sulzischen Lande übernahmen.

Die Ruhe zu Rheinau war von keiner langen Dauer; Abt Hugo, ein Verschwender, beging seine alten Fehler und fand auch seine alten Feinde wieder. Der benachbarte Adel, die Conventherren selbst, stifteten die Landgräfin gegen ihn auf. Ursula schadete dem Kloster fünfzehnhundert Gulden. Der Abt erhob dagegen schriftliche Klage bei dem Concil zu Basel (1431 — 48), wohin er persönlich zu reisen beabsichtigt hatte. Glücklich kam er an Balm vorüber bis nach Eglisau, woselbst er landete. Da erkannten ihn die Knechte des Herrn von Thengen und brachten ihn wieder nach Balm zurück, wo er auf's Neue wieder eingekerkert wurde. Hier schmachtete Hugo nun, bis seine Freunde es bei

dem Concil dahin brachten, daß er dem Bischof von Constanz auf dem Schloß Küssachberg in Verwahr gegeben wurde, während der Prozeß seinen Fortgang nahm. Das Ende war, daß er sich seiner äbtlichen Würde schließlich begab.

Indessen war die Gräfin Agnes (Neza) gestorben und Ursula hatte ihren Schwager, den Prior Nikolaus von Reichenbach, zum Mitvormund der jungen Grafen angenommen. Ihm übertrug nun der Bischof von Constanz, glaubend, es dürfte durch diese Wahl dem Gotteshaus der Friede wiederkehren, die Verwesung des Stiftes. Allein beide Theile täuschten sich. Nikolaus legte, ehe zwei Jahre verstrichen, schon seine Würde nieder. Die Folge hievon war, daß die beiden jungen Grafen, nunmehr volljährig, gemeinsam das Regiment übernahmen, und daß zu Rheinau der hirschau'sche Mönch Eberhard zum Abt ernannt wurde.

Mit diesem neuen Abt gingen die Grafen einen Vertrag ein, worin sie sich für die Dauer von fünf Jahren alles Antheils an der Verwaltung des Stiftes unter der Bedingung entschlugen, daß dasselbe auf so lange die Entrichtung des Leibgedings (vitalitium) ihrer Mutter übernehme. Die Geldverhältnisse des sulzischen Hauses waren nämlich sehr schlecht. Eine der vielen Schuldsachen war auch die Veranlassung eines neuen Bruches zwischen dem Stifte und dem Hause von Sulz. Sie wurde aber unterdrückt durch den Ausbruch des Züricher Krieges. Man weiß, daß derselbe von der österreichischen Politik hervorgerufen wurde, um die schweizerische Eidgenossenschaft zu trennen. Kaiser Friedrich III. hatte mindestens Hoffnung, den Wiederbesitz des Aargaues zu erlangen, dessen die Schweizer seinen Oheim, den Herzog Friedrich, im Jahre 1415 beraubt hatten. Die Grafen brauchten nun blos den Abt einer eidgenössischen Gesinnung zu verdächtigen, um sich Alles gegen ihn zu erlauben. Es gelang ihnen auch vollständig.

Während Markgraf Wilhelm von Hochberg, damals Statthalter oder Landvogt in Vorderösterreich, bemüht war, die Parteien gütlich zu vergleichen, zog Graf Johann im April des Jahres 1444 mit einem Haufen seiner Leute nach Rheinau, ließ sie vor dem Ort in Hinterhalt und begab sich in das Stift, um den Abt Eberhard gerade so festzunehmen, wie sein Vater einst den Abt Hugo. Jener aber ahnte die Gefahr und machte sich schnell auf die Flucht. Erzürnt über das Mißlingen seines Anschlages, eilte der Graf dem Flüchtigen nach, und sicherlich wäre Eberhard ein Opfer dieser Wuth geworden, hätte ihn nicht der Ritter von Grießheim gerettet und auf das Schloß Laufen am Rheinfall in Sicher-

heit gebracht. Als man in Schaffhausen den Vorfall erfuhr, eilten dreißig Ritter hinab nach Laufen und führten den Abt noch am Abend desselben Tages nach Rheinau zurück. Tags darauf erschien auch Graf Alwig, um seinen Bruder zu unterstützen. Die Schaffhauser aber machten hiezu eine so schlimme Miene, daß beide Herren es für gut fanden, in einen Weidling zu springen und sich nach Balm in Sicherheit zu begeben. Hier schmiedeten die Grafen neue Pläne. Sie begaben sich sogleich nach Zürich zu dem Markgrafen Wilhelm, welcher die oberste Hauptmannschaft über die züricher'schen und österreichischen Truppen führte. Sie stellten den Abt als einen Mann dar, dessen Umtriebe mit den Schweizern nicht länger zu dulden seien. Der Markgraf, entrüstet über den Pfaffen, übte Kriegsrecht und gab den Befehl, mit den Thurgauern und Hauensteinern augenblicklich Rheinau zu nehmen. Nach einem heftigen Kampfe um die Brücke schlugen die Rheinauer den Feind glücklich zurück. Das Mißlingen ihres Anschlages hatte die Grafen aber nur zu größerem Hasse angetrieben. Sie ließen den Abt und sein Stift nicht aus dem Auge und erspähten gar bald wieder eine Gelegenheit, ihre Gewalt zu üben. Der Züricher Krieg hatte Alles in Flammen gesetzt. Wie erhitzt auch der vorländische Adel und wie hartnäckig die Stadt Zürich sich dem eidgenössischen Muth entgegenwarfen, so wenig richteten sie aus. Kaiser Friedrich, der nach dem Tode Herzog Friedrichs über dessen zwölfjährigen Sohn Sigmund die Vormundschaft und Verwaltung der vorderösterreichischen Lande übernommen hatte, unterhandelte alsbald, da ihm weder die Reichsfürsten, noch die schwäbischen Städte den erbotenen Zuzug leisteten, um die alten Orte zu strafen, mit dem Könige von Frankreich wegen fünftausend Mann aus dem Heere des früheren Herzogs von Armagnak. Der Adel und die österreichisch gesinnten Städte erwarteten mit Sehnsucht dieses Kriegsvolk. Mit ungeheurem Jubel wurden die ersten Haufen in den Rheingegenden empfangen; an einigen Orten ging man ihnen sogar mit Kreuz und Fahne entgegen. Aber bald genug trat die herbste Enttäuschung ein. Anstatt der vermeinten fünftausend Retter erschien ein Heer von zwanzigtausend wilden Räubern, welche Freund und Feind gleich grausam behandelten. Die Abtheilung von sechstausend Pferden, von welchen unter dem Hauptmann Commercy nach der Schlacht bei St. Jakob auf Antrieb des Adels die Städte Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut besetzt worden, streiften verheerend bis nach Stühlingen und in den Klettgau. Graf Alwig nahm dieses zum Vorwand, versammelte sein Kriegsvolk, zog nach Rheinau und besetzte so-

wohl die Stadt als das Stift, um den Ort gegen die Armagnaken zu befestigen. Aus dem Gotteshause ward jetzt ein Waffenplatz. Der Abt Eberhard hatte sich nach Schaffhausen geflüchtet, die Conventherren folgten ihm nach. Rheinau blieb ganz dem Grafen und seiner Mannschaft überlassen.

Von dieser gewaltsamen Besitznahme des Stiftes kam es durch den Herzog von Oesterreich nach vielen Verhandlungen wieder zu einem Vergleiche zwischen den Grafen und dem Abt, der aber so wenig wie alle früheren gehalten wurde. Denn als Graf Alwig im März 1446 zu Rheinau vor der versammelten Bürgerschaft in eigener Person das Frohngericht abhielt, erschienen plötzlich viele sulzische Mannen zu Fuß und Roß, welche das Rathhaus umstellten, worauf der Graf eilf Bürger festnehmen und die übrigen schwören ließ, nur ihn als Herrn zu erkennen. Bei diesem neuen Gewaltsstreiche flüchtete sich der Abt Eberhard abermals nach Schaffhausen und versuchte von da aus alles Mögliche, um den Grafen zum Verzichte seiner Anmaßungen zu vermögen. Alwig aber blieb taub gegen alle Vorstellungen. Ihn veränderte weder der Abt, der Bischof von Constanz, noch der Herzog von Oesterreich. Der Abt indessen duldete Solches länger nicht mehr, sondern rüstete sich, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er berief seine Lehensleute und erbat sich die Hülfe seiner Freunde in Schaffhausen. Mit dieser Macht zog jener tapfere Ritter von Schienen nach Rheinau herab, überstieg das obere Schloß, welches Alwig besetzt hielt, machte einen Theil der Besatzung nieder, verjagte den Grafen und machte sich völlig zum Herrn des Platzes. Nach jahrelangem Prozeß erhielten die Grafen von Sulz den Besitz des Schlosses wieder zurück.

Doch erst jetzt sollten die Rheinauer die Geißel empfinden, mit der das Schicksal sie heimsuchte. Die Grafen beherrschten durch die Schlösser zu Balm und Rheinau die ganze Gegend. Sie erlaubten sich Alles gegen Bürger und Mönche und rächten sich, wo sie konnten, an der äbtischen Partei zu Schaffhausen. Fuhren Schiffe den Rhein hinab, so wurden sie bei Balm durch Pfeile und anderes Geschütz zu landen genöthigt. Nun eilten die sulzischen Knechte herbei, raubten die Ladung und nahmen die Leute gefangen, um von ihnen Geld zu erpressen. Auf dieselbe Weise wurden in dem waldigen Tobel am Volkenbach, durch welchen die Landstraße führt, die Frachtwagen und Wanderer angerannt, beraubt und bestohlen. Ein solches Unwesen ertrugen die Schaffhauser nicht lange; sie waren jüngst mit Ulm und anderen Reichsstädten in ein Bündniß

getreten. Auf diesen Rückhalt gestützt, verbanden sie sich mit dem Abt zu Rheinau, um der sulzischen Staudenreiterei ein Ende zu machen. Eintausend vierhundert neun und vierzig machten sich die Schaffhauser eines Tages auf, erschienen unerwartet vor Balm, erstiegen die Mauern, nahmen Ursula, Rudolph und Alwig gefangen, plünderten die Burg, brannten sie nachmals auf Betrieb der Ulmer, weil unter der gemachten Beute ulmische Waaren gefunden worden, nieder. Zu Rheinau eroberten sie der Grafen beschwerliche Burg. Freudig empfing Eberhard seine Befreier, er, der ohnehin mit allen großen Schaffhauser Familien verwandt war. Jubelnd, mit der Glocke von Balm, die später in der Frohnwag aufgehängt, am Pfingstmontag bei der Neuwahl eines Bürgermeisters angezogen zu werden pflegte, zog das Banner der Stadt wieder zu Schaffhausen ein. Die Gefangenen wurden losgelassen. Das Erste, was Ursula that, war, Bann und Acht über Schaffhausen zu bringen. Als die Stadt hiedurch in Verlegenheit kam, gebot der Kaiser Friedrich III. fest und ernstlich — er selbst war nach Schaffhausen gekommen — unter Oesterreich zurückzutreten und seinem Bruder Albrecht, zu Schwaben und Elsaß regierenden Landesfürsten, zu schwören. Dessen durchaus unwillig, beschlossen die Schaffhauser ein großes Geldopfer, um jeder weiteren Gefahr enthoben zu sein. Die Gräfin wurde mit einer Summe von zehentausend und fünfzig Gulden zu der Zusage bewogen, Balm nie wieder herzustellen.

Ein Blick in das Innere der sulzischen Familie gewährt ein noch weit zerrisseneres Bild, als das ihres äußeren Auftretens ist. Die Wirthschaft der Grafen wurde so schlecht, daß sie ihrer Mutter nicht einmal das schuldige Leibgeding entrichten konnten. Frau Ursula verließ zuletzt ihre Söhne, um in Waldshut zu wohnen, erlebte aber auch dort schmerzliche Kränkungen, und im Jahr 1455 sogar die Schmach, ihre Söhne mit dem päbstlichen Bann belegt zu sehen. Die Veranlassung war wieder eine der Chikanen, welche das Gotteshaus durch Alwig erlitt. Seit längerer Zeit hatte nämlich am Rheinstrom die Parteiung für und wider die Eidgenossenschaft zu mancherlei Reibungen und Fehden geführt. Das Waffenglück der Schweizer aber zog ihnen während dieser Kämpfe und Wirren immer mehr Bundesgenossen zu, wie denn im Jahre vierzehnhundert vier und fünfzig auch die Stadt Schaffhausen, theils eingeschüchtert durch Herzog Albert, theils gedrückt von Schulden und verlassen von den mitverbündeten Reichsstädten, sich in ihren Schutz begab. Schon auf der Tagsatzung zu Sarnen warb es bei den Eidgenossen um

Aufnahme der Stadt in den Bund. Einer solchen Wendung der Dinge konnte das Erzhaus natürlich nicht gleichgültig zusehen. Um diesen Schritt zu verhindern, nachdem derselbe aber schon geschehen war, sandte es eine besondere Botschaft ab, an deren Spitze der Freiherr von Rechberg stand. Als er vor dem kleinen Rath seine Mission eröffnete, sodann seine Werbung vor dem großen Rathe wiederholt hatte und hierauf die Zünfte, als Wahlkörper und politische Vereinigungspunkte der Bürger, befragt wurden, erging die Antwort: „Ehrlich wären sie an das Reich gekommen, treu wollten sie an demselben festhalten." Abt Eberhard, müde von dem Kampfe mit den Grafen von Sulz, folgte jetzt um so begieriger seiner Vaterstadt nach. Damit war aber den Herren ein Streich gespielt, der sie zur glühendsten Rache aufforderte. Rheinau erfuhr alle möglichen Ungerechtigkeiten, und Graf Alwig hing sich an den großen Ritterbund des Sankt Georgen-Schildes [1]), welcher, aus dem vorländischen Adel bestehend, es darauf abgesehen hatte, sowohl den verhaßten Schweizern, als den freien Städten ihrer Nachbarschaft unabläßig zu Leibe zu steigen. In solcher Stimmung konnte es Pilgrin von Heudorf, Schaffhausens erbittertsten Gegner, keine große Mühe kosten, die Erzherzöge zu überreden, mit Waffengewalt die Stadt zu nehmen. Er zog 1454 mit einer starken Schaar Ritter und Reisiger den Klettgau hinauf und begehrte Eintritt in die Stadt. Dem Bürgermeister stellte er die Wahl entweder gütlicher oder gewaltsamer Unterwerfung. Pilgrin bewilligte, wohlwissend, daß die Stadt im Grunde nicht mehr von Oesterreich abhängig war, hiezu einige Tage Bedenkzeit. Diese wurde benützt, um dem benachbarten Zürich und den eidgenössischen Orten die schlimme Lage zu klagen. Nicht blos diese, auch der wahrscheinlich durch Zürichs

1) Für das älteste Glied der Gesellschaft vom St. Georgenschild hielt sich die Ritterschaft am Bodensee, namentlich die hegauische, welche stets stolz darauf war, daß ein Ritter aus dem Hegau ihn zunächst veranlaßt habe. Hans von Bodmann nämlich soll auf einem Türkenzuge den Böhmen das Sankt Georgsbanner entriffen, dasselbe als das uralte Feldzeichen der Schwaben behauptet, und bei dem darüber entstandenen Streit seine Landsleute gegen den böhmischen Adel vereinigt haben, worauf die schwäbische Ritterschaft für bleibend die Vereinigung vom Schilde des h. Georg genannt worden sei. Unter den Mitgliedern derselben zählte man schon im Jahre 1390 die Grafen von Montfort und Werdenberg, von Nellenburg, Fürstenberg und Sulz, die Freiherren von Rosenecf, Zimmern, Thengen und Lupfen, nebst den Rittern von Bodmann, Klingenberg, Hohenfels, Möckingen und Randenburg. Den Anschluß aber der übrigen Rittervereine an die Gesellschaft betrieb hauptsächlich Kaiser Friedrich III.

Verwenden schon zur Reife gediehene Bund, befördert durch die Wichtigkeit, eine Vormauer in dem eigenen Lande des alten Erbfeindes zu gewinnen, vermochte die Eidgenossen, ungesäumt eine Gesandtschaft in die bedrängte Stadt zu schicken. Während Pilgrin, auf der Enge gelagert, ungeduldig die Uebergabe derselben erwartete, hörte er den Freudenschall der Glocken und Trompeten und vernahm den Einzug der eidgenössischen Boten von Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus. Fluchend zog er von dannen. Ein fünf und zwanzigjähriger Bund mit den Eidgenossen sicherte die Freiheit der Bürger gegen ähnliche Gefahren. Die Räthe und alle Bürger über sechszehn Jahre schwuren mit den Botschaftern in der St. Johanns-Kirche, einander treulich beizustehen, selbst aber ohne die Eidgenossen mit Niemand Verträge zu schließen oder Krieg zu führen.

Mit dieser Verbindung stieg auch das Ansehen der Stadt bei den schwäbischen Reichsstädten, so wie sie an den Eidgenossen treue Beschützer und Verfechter in allen Lagen fand. Sie zog jetzt in deren Kriege und wurde in ihre Verträge und Friedensschlüsse inbegriffen. Nach dem siegreichen Ausgang der Burgunder Kriege wurde im Jahr 1479 das zu Ende gehende Bündniß mit den Eidgenossen abermals auf fünf und zwanzig Jahre erneuert, und kräftiger als dort, galt es, den zum Theil nächstgelegenen Feind die Macht zu zeigen, mit der sie in Verbindung mit den Eidgenossen ihrer spotten könne, trat sie zu diesen in den Schwabenkrieg, dessen einer Schauplatz, wie ich später nachweisen werde, der Hegau und der Klettgau war.

Ein ähnlicher Strauchritter wie Pilgrin, war der Graf von Thengen. Er nahm bei Eglisau mehrere Straßburger gefangen und ließ ihnen Nichts als ihr nacktes Leben. So trieb's auch der Friedinger von Hohentwiel, — und bei all' diesen Weglagereien hatten die Sulzer ihre Hand. Der Prälat zu Rheinau wandte sich an den Pabst. Da erfolgte jener Bannstrahl, eine Waffe, die wenig Wirkung gehabt hätte, wenn sie nicht durch eine schärfere unterstützt worden wäre. Es machten sich die Züricher auf, nahmen Eglisau hinweg, verbrannten Thengen im Hegau und schädigten auch den sulzischen Klettgau mit Feuer und Schwert. Dieses Auftreten hatte Wirkung. Die Freunde der bedrohten Herren eilten herbei und vermittelten. Hans von Thengen und Wilhelm von Friedingen wurden mit den Eidgenossen gute Freunde (1456), wie bald nachher auch Alwig. Erstere beide traten sogar in ein Burgrecht mit Zürich. Und also ward denn langer Friede. Die Grafen von Sulz bezeigten sich von da an sehr freundlich gegen das Stift und erwählten es zu ihrer künftigen Ruhestätte.

Um diese Zeit starb die Gräfin Mutter, eine Frau, die wie ein Mann gelebt. Nach ihrem Tode regierten Graf Alwig und Rudolph den Klettgau gemeinsam, während Graf Johann das Hofrichteramt zu Rottweil bekleidete. Die Zustände der Familie besserten sich; die Grafen gewannen wieder einiges Ansehen, erlangten mehrere Privilegien, wie denn alle drei unter Anderen von Friedrich III. zu kaiserlichen Räthen ernannt wurden. Hiezu kam eine vortheilhafte Vermählung. Graf Alwig nämlich, welcher bisher unverheirathet geblieben, als von seinen Brüdern keine männliche Nachkommenschaft mehr zu hoffen war, entschloß sich noch als ein Sechsziger zur Ehe, und erhielt die Hand Verena's von Brandis, der Erbin von Blumeneck und Vaduz. Diese Verbindung (1477) gewährte ihm noch die Freude, Vater zweier Söhne zu sein.

Unter jenen Erwerbungen aber, welche durch diese Vermählung an das sulzische Haus gediehen, war von besonderer Wichtigkeit die stiftconstanzische Pfandschaft Thiengen, welche später auch den Erwerb von Küssachberg herbeiführte. Die Grafen erhielten dadurch für den Klettgau eine Residenzstadt und Festung; denn von nun an nahmen sie zu Thiengen ihren Sitz, und auf dem Küssachberg in Kriegszeiten ihre Zuflucht. Fast wichtiger aber für ihre Unterthanen, ja, für das ganze Gebiet, war das Burgrecht, welches Alwig zu Zürich erwarb (1488).[1]) Es war ein Angel der Eidgenossenschaft für diese westschwäbische Landschaft, während der Schwarzwald und selbst der herrliche Breisgau so offen und unzweideutig mit ihr leibten und lebten, daß jeder Augenblick den ganzen Westwinkel Deutschlands dem Schweizerbund zuwerfen konnte. Aber die Eidgenossen bewiesen zu wenig Geist der Eroberung und die diesseits rheinischen Städte und Landschaften zu wenig Entschiedenheit. Die alten Verhältnisse blieben, das gutmüthige Volk erlebte den Lohn seiner Treue in dem Ruin seiner Freiheit. Wohl nie litten die Bewohner unserer Gegend mehr, als in den jetzt folgenden Zeiten. Kein Leiden ist aber so groß, daß es nicht auch seine Vortheile hätte.

1) So weit war es gekommen mit den stolzen Grafen und Freiherren, daß sie bei ihren Todfeinden, bei Fürsten und Städten ihr Heil, ihre Rettung suchten. Die leidenschaftliche Verblendung, womit die Grafen von Sulz als Erbschutzvögte die Abtei Rheinau verfolgt hatten, die immer herrischere Richtung, welche sie der Landschaft gegenüber nahmen, und ihr Sympathisiren mit dem schweizerhassenden Schwabenadel, stürzte sie in die größten Verlegenheiten, beraubte sie der Anhänglichkeit des Unterthans, der Achtung — und am Ende ihres eigenen Vertrauens.

Der schwäbische Bund, von dem bereits die Rede war, suchte mit aller Gewalt Schaffhausen und den mit der Schweiz sympathisirenden Klettgau in das alte Joch zurückzubringen. Er hatte beschlossen, zu dem Zweck sich der Rheinbrücken von Schaffhausen, Diessenhofen und Stein zu bemächtigen. Um aber dies Vorhaben zu vereiteln, legten Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug Anfangs je zwanzig Mann nach Schaffhausen. Bald darauf aber bildete sich eine größere Truppenzahl von zwölftausend Eidgenossen, die es darauf absahen, die hegauische Ritterschaft, der Gesellschaft des Georgenschildes angehörend, für immer unschädlich zu machen. Wirklich sanken denn auch ohne heftige Gegenwehr Gailingen, Ramsen, Stüßlingen, Gottmadingen, Roseneck, Randeck und die Schlösser auf Hohenstoffeln im Februar 1499 in Asche. Im Klettgau suchten die Eidgenossen gerade auf dieselbe Weise aufzuräumen. Einige hundert Mann zogen in der Palmwoche von Schaffhausen, Eglisau, Kaiserstuhl, Zürich und Bülach dahin ab und besetzten Hallau, einen Flecken, der von altersher dem Bischof von Constanz gehörte, auf den aber der Abt von Schaffhausen einige Ansprüche machte. Die Bewohner des Ortes widersetzten sich nicht nur nicht bei der Ankunft der Eidgenossen, sondern verlangten sogar von ihnen eine Besatzung, mit der sie vereinigt gegen den schwäbischen Adelsbund kämpfen wollten. Von Hallau zogen die Eidgenossen auf den Schwarzwald, verbrannten einige Dörfer und führten alsdann die gemachte Beute nach Neukirch zurück, ein Städtchen, welches ohne Widerstand besetzt wurde. Zwar kamen von Waldshut her einige tausend Schwaben, die den Haufen der Eidgenossen überfallen wollten. Sobald sie aber von der Uebergabe Neukirchs und Hallau's hörten, kehrten sie wieder zurück, erschienen indeß schon wieder Anfangs April, freilich in weit größerer Anzahl, denn früher. Unter der Anführung des Grafen Wolfgang von Fürstenberg und Dietrich von Blumeneck, welch' Letzterer sich rühmte, allein mit den Schweizern fertig werden zu wollen, zogen ihrer sechstausend Mann zu Fuß und dreihundert Reiter hinauf in den oberen Klettgau, zunächst gegen Hallau. Ein anderer Heerhaufen kam von Stühlingen unter dem Grafen Hans von Lupfen herüber. Früh Morgens brannte dieser Oberhallau ab. In Unterhallau befanden sich nur zweihundert fünfzig Mann, meist aus dem Orte selbst, von Schaffhausen und Zürich waren nur wenig Leute da. Diese geringen Streitkräfte waren der Uebermacht des Feindes nicht gewachsen. Man suchte der Menge auszuweichen und begab sich auf den von Mauern und vier kleinen Thürmchen gedeckten Kirchhof zurück, wohin sich schon ein Theil

der Weiber und Kinder geflüchtet hatte. Ungestüm drängte der Feind von der Bergseite herab; die Gefahr steigerte sich zusehends; da stürzten etwa hundert der Belagerten voll kühnen Muthes aus dem Friedhof hervor und stürmten über die Aecker den Berg hinan. Der Kampf blieb lange unentschieden, bis ein neuer verzweifelter Ausfall den schleunigen Abzug des Feindes bewirkte. Der Gewalthaufe zog sich hierauf gegen den unteren Klettgau, der Rest über den Berg nach Stühlingen. Die von Engen, welche dem Grafen von Lupfen Zuzug geleistet hatten, verbrannten auf dem Rückweg Schleitheim und Beggingen. Unterhallau brannte während des zehen Stunden langen Kampfes ebenfalls fast ganz nieder. Von Schaffhausen kamen fünfhundert Mann zu Hülfe, doch viel zu spät. Ebenso eilte von Eglisau und Bülach her ein Fähnchen Eidgenossen.

Nach dieser Aktion besetzten hundert Züricher und fünfzig Schaffhauser Neukirch. Die Hallauer erhielten Befehl, dorthin zu ziehen, während die armen Schleitheimer und Begginger ganz ihrem erlittenen Elend überlassen wurden. Die gesammte Besatzung erhielt Sold und Lebensmittel, und die Eidgenossen versprachen, in wenigen Tagen mit ihren Bannern gegen den österreichischen und bündischen Adel zu ziehen.

All' diese Vorgänge erregten im Bischof von Constanz mancherlei Besorgnisse. Herr über Neukirch und Hallau, forderte er diese Orte von den Schweizern zurück. Die Antwort aber, die an ihn erging, war eine abschlägige.

Was die Eidgenossen versprochen, das hielten sie getreulich. Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Zug und Schaffhausen zogen alsbald in den Klettgau und begannen die Belagerung von Thiengen, welche Stadt zwar neue Fortificationen, aber eine sehr unzufriedene Besatzung hatte. Zürich, das mit Thiengen verburgrechtet war, hatte nämlich die Oeffnung des Ortes und der Veste Küssachberg begehrt, allein Graf Rudolph von Sulz hatte beide Punkte heimlich dem schwäbischen Bunde übergeben, welcher sie gegen die Eidgenossen besetzen ließ. Was war natürlicher, als ein starkes Beispiel der Rache? Die Stadt fiel, nachdem Dietrich von Blumeneck, der Befehlshaber derselben, sich ehrlos davon gemacht hatte, in die Hände der Eidgenossen, welche sie höchst unbarmherzig ausraubten und verbrannten.[1]) Gleich hernach wurde auch Küssachberg

---

1) Es ist lächerlich, wie voll damals der österreichische und bündische Adel den Mund immer gegen die „Schwizerburen" nahm, und wie gering seine

eingenommen und dann Stühlingen belagert, das sich bald ergab, aber der Capitulation entgegen, verbrannt wurde. Hier brach unter den Eidgenossen Uneinigkeit aus und sie behaupteten — ich entscheide nicht, ob mit Recht oder mit Unrecht — sie müßten nur für Schaffhausen kämpfen.

Der schwäbische Adel begann endlich nach dem Sturm von Thäyngen (Aug. 1499) mit Schaffhausen über den Frieden zu unterhandeln, und wiewohl derselbe nicht zu Stande kam, stellte man dennoch die Feindseligkeiten ein, bis am zwei und zwanzigsten September zu Basel, unter Vermittlung des Herzogs von Mailand, Ludwig Sforza, zwischen allen kriegführenden Parteien der Friede vollständig geschlossen wurde. Man stellte darin fest, daß jede Partei das Gewonnene wieder herausgeben solle, und so zogen die Schweizer keinen solchen Vortheil, wie ihn die gewonnenen Kämpfe hätten vermuthen lassen. Daraus erklärt sich's, das der Bischof von Constanz Neukirch und Hallau wieder zurückerhielt. Den Groll Derer, die so vielen Schaden erlitten hatten, konnte das Friedenswerk zu Basel indeß nicht austilgen. Schaffhausen war am gefährlichsten gelegen, um bei der ersten Gelegenheit denselben empfinden zu müssen. Ein Bund, wie der bestehende, gewährte zwar Hülfe in der Noth, nicht aber eine Garantie gegen alle Begegnisse und für alle kommenden Zeiten. Das konnte nur durch förmliche Aufnahme in den eidgenössischen Bund als Ort mit allen Rechten und Pflichten der Uebrigen geschehen. Auch die Eidgenossen sahen immer mehr ein, wie Schaffhausen ihrer Verbindung nützlich und schädlich werden könne, schädlich namentlich, wenn die Stadt je der Lockung und Begier von Oesterreich als gute Beute fallen sollte. So wurde auf St. Laurentiustag (10. Aug.) 1501 an der Tagsatzung zu Luzern unter Offenhaltung des Protocolls — die Protocolle der Tagsatzungen wurden schlechthin Abschiede genannt — von Seite der Stände Uri und Schwyz Schaffhausen als zwölfter Canton in den ewigen Bund aufgenommen und damit durch den Eintritt in eine neue staatsrechtliche Verbindung die völlige Unabhängigkeit, die es seit der Erledigung aus der österreichischen Pfandschaft als Reichsglied thatsächlich beschränkt geübt, rechtskräftig gesichert.[1])

Kriegsweise war, wenn es zum Ernste kam. Hievon liefert die Belagerung und Uebergabe der Stadt Thiengen und der Veste Küssachberg das schlagendste Beispiel. Beim ersten Auftritt der eidgenössischen Macht stand dieser gleich der Klettgau, Hegau und Schwarzwald offen, so daß Thiengen, Stühlingen und Blomberg in einem Tage und ohne Schwertstreich fielen.

1) Nach der Schaffhauser Chronik soll die Aufnahmsakte im Archiv nicht mehr vorhanden sein. Wenn dies wahr ist, was aber mehrfach bestritten wird,

Hier ist der Ort, den Nachweis zu liefern, wie die Stadt in den Besitz der Ortschaften des Klettgaues gelangte. Als Schaffhausen in den eidgenössischen Bund trat, hatte es noch kein Gebiet, nirgends eine Jurisdiktion, noch nirgendwo, außer über das Weichbild der Stadt, Hoheit. Alle übrigen Dörfer gehörten theils Allerheiligen, theils dem Spital und dem Spendamt, mehreres einzelnen Adeligen. Daher kam man zu der Ansicht, der Würde als Bundesglied zieme sich nicht blos, als einfache Stadt, sondern mit Gebiet umgeben, ein Theil der großen Verbindung zu sein.

Das Erste, was die Stadt durch die jährlich mit Strenge erhobenen Vermögenssteuern der Bürger erkaufte, waren die Dörfer Rüdlingen und Buchberg von dem Geschlechte der Herren von Landenberg, welche dieselben am Ende des vorherigen Jahrhunderts von den Nachfahren des Bürgermeisters Trüllerey für neun hundert fünf und siebenzig Gulden gekauft hatten. Diesen folgte Neukirch, bisher des Bischofs von Constanz Herrschaft. Die Unterhandlung hierüber wurde schon im Jahr 1520 gepflogen und am 14. Febr. 1524 die bedungene Kaufsumme von achttausend Gulden entrichtet.[1]) Ein Jahr später brachte die Stadt die beiden Hallau, die Kaufsumme ist mir unbekannt, ebenfalls von dem Bischof von Constanz käuflich an sich. Mit der Reformation ging die Gerichtsbarkeit von Neuhausen und Hemmenthal, ein Besitz des Klosters Allerheiligen, an die Stadt über, und für das fern gelegene, zu vielfachen Streitigkeiten veranlassende Nonnenkloster zu Grafenhausen auf dem Schwarzwald, wurden Beggingen und der halbe Theil von Schleitheim mit Inbegriff der Ansprüche des Grafen von Lupfen eingetauscht

---

so wäre der Mangel derselben fast unverzeihlich. Wäre ich Archivar, so würde ich in diesem Fall nicht aufhören, unsere Regierung so lange zu belästigen, bis sie dieses Aktenstück entweder erneuert, oder wieder gefunden hätte.

1) Wegen der Gerichtsbarkeit zu Neukirch und Hallau lag der Bischof von Constanz mit Graf Rudolph bekanntlich in einem heftigen Proceß, der endlich nach Anhäufung immenser Aktenstöße durch die Bischöfe von Mainz und Chur so verglichen wurde, daß man wohl sagen konnte: duobus litigantibus tertius (Schaffhausen) gaudet. Wenn ich dieses Streites hier nur nebenbei erwähne, während derselbe gerade über mehrere dunkle Partien der Geschichte des Klettgaues Licht verbreitet, so mache ich vorerst blos aufmerksam, daß ich mir den ganzen Conflikt bereits zum Gegenstand einer besonderen Arbeit gemacht habe. Die Liebe zu meiner Heimath ist mächtiger in meinem Gemüthe, als die bittere Empfindung eines ich weiß nicht mit welchem Eifer zurückgestoßenen oder vielleicht verfolgten Lebens.

(1540); die andere Hälfte hatte der Spital schon im Jahr 1437 erkauft, ohne daß jedoch die Zinspflichtigkeit nach Reichenau damit aufgehört hätte. Der Spital, schon im dreizehnten Jahrhundert von den Bürgern Schaffhausens gestiftet, besaß die Gerichtsbarkeit in mehreren Ortschaften, die er sich erkauft hatte. Wilchingen ward aus den Händen der Freiherren von Krenkingen von der Stadt im Jahr 1371 um die Summe von hundert neun und fünfzig Mark Silber erstanden, wozu später die Stadt im Jahr 1652 die oberen Gerichte von dem Fürsten von Schwarzenberg, Landgrafen im Klettgau, kaufte; Trasadingen im Jahr 1379 von Anna von Radeck, wozu im Jahr 1430 Heinrich von Gachnang alle seine dortigen Lehen übergab; Siblingen von dem Geschlechte der Schultheiße von Randenburg im Jahr 1399 für vier hundert sieben und achtzig Pfund; neun und achtzig Jahre später Gächlingen von Herrn Caspar von Hundbiß. Das Erkaufte faßte freilich nicht immer einzig die niedere Gerichtsbarkeit, sondern auch manche andere Nutzungen theils von Leibeigenen, theils an Grundzinsen, oder anderen kleinen Gefällen. Für Abtretung der Gerichtsbarkeit an die Stadt wurde in der Folge mit dem Spital ein Vertrag geschlossen, denn sie glaubte ihr oberhoheitliches Recht durch den Schutz, den sie solchen Stiftungen angedeihen ließ, nicht mit Gewalt üben zu sollen. Noch im Jahr 1520 brachte das Spendamt, gegründet, um durch wöchentliche Verabreichung an Lebensmitteln oder an Geld das Leben von Hülfsbedürftigen zu erleichtern, Beringen für zwölfhundert und ein und vierzig Gulden von der Frau von Fulach an sich.

Auf ähnliche Weise gelangte die Stadt in den Besitz ihrer Rechte in den übrigen Dörfern. Auch in diesen, sagt Geheimrath Hurter, erwarb sie nirgends etwas kraft hoheitlichen Rechts, sondern Alles durch Kauf, also privatrechtlich, wie jeder Einzelne zu Etwas gelangen kann. Löhningen wurde von Dorothea von Trüllerey, Beringen von Landenbergs Wittwe, um dreitausend zweihundert Gulden erworben (1540) und Osterfingen wurde im Jahr 1577 als erledigtes Lehen der Grafen von Lupfen für achttausend fünfhundert Gulden erstanden.

Durch all' diese Erwerbungen kamen gleichwohl weder große Zehentrechte, noch sonst bedeutendere Lehen an die Stadt. Entweder waren Andere, wie in Schleitheim und Beggingen die Abtei Reichenau, in deren Besitz, oder den Verkäufern blieb die Nutzung derselben, wie in Neukirch und Hallau dem Bischof von Constanz, oder die Stiftungen der Stadt besaßen sie längst schon, unabhängig von den Herrschaftsrechten, wie Allerheiligen in Beringen, in Löhningen der Spital.

Damit hatte die Stadt in dem Kleitgau nur die niedere Gerichtsbarkeit, nirgends beinahe besaß sie die Hoheit. Um aber all' den unangenehmen Verwicklungen zu entgehen, in welche der Inhaber der niederen Gerichtsbarkeit damals von den Herren der höheren hineingezogen werden konnte, scheute die Stadt kein Opfer, ihr Land, das sie nun einmal durch die Opferbereitwilligkeit ihrer Einwohner zu gewinnen verstand, von solchen lästigen Fesseln zu befreien. Im Jahre 1656 erkaufte sie diese Hoheit über den Klettgau von dem Grafen von Sulz für fünfzigtausend sechshundert Gulden.

Aus all' diesen Anstrengungen und willigen Opfern ist ersichtlich, daß sämmtliche Besitzungen auf dem geraden und offenen Wege des Rechts errungen worden sind, daß sie nichts, nicht einmal ihre eigene Befreiung der bloßen Gewalt verdanken. Die schaffhausische Finanz ist es also, noch mehr aber der Aufopferungssinn der Vorfahren der Cantonshauptstadt, durch die wir des Glückes theilhaftig geworden sind, freie Schweizer zu heißen.

Die Darstellung des gedachten Territorialerwerbs könnte man jedoch mit Recht eine sehr einseitige nennen, wenn man sich beigehen lassen würde, denselben nur vom Gesichtspunkt einer verständigen, durch die Lage der Dinge eigentlich von selbst sich ergebenden Politik der Stadt zu betrachten. Die ganze Welt verehrt die aufgehende Sonne, und diese leuchtete damals über den Häuptern der Eidgenossen in vollem Glanz. Schon, im Schwabenkrieg, dessen ich eben erwähnte, ehe Schaffhausen für ewige Zeiten mit in den Kranz der Eidgenossenschaft verflochten wurde, hatten die klettgauischen Unterthanen sowohl des Bischofs von Constanz, des Abts von Reichenau, als diejenigen der Herrschaft Sulz ihre schweizerische Gesinnung ganz ungeheuchelt und offen an den Tag gelegt, und das Geld war sonach nur das Mittel zum Endzweck. Graf Rudoph konnte deutlich die Gefahr wahrnehmen, worin bei solcher Stimmung des Volkes und bei solcher Nachbarschaft sein Ländchen für ihn schwebte, allein Furcht und Zorn verleiteten ihn zu unklugen Mitteln. Er wandte sich um Hülfe an den Waldvogt, und dieser, aus Schweizerhaß und Habsucht unmenschlich, erfüllte die wehrlosen Dörfer mit Flammen und Blut. Dies vergaßen die Klettgauer nicht, so wenig, als die Hallauer vergessen konnten, wie eines Tages der Bischof Hugo von Landenberg von Constanz, nach Montfort reisend, mit seinem Hoflager aus Muthwillen mitten durch ihre Saaten ritt und diese von den Rossen zerstampfen ließ. Als er sie wegen Verweigerung einer unbillig geforderten

Steuer mit Bann und Reichsacht drängte, wandten sie sich endlich an die Eidgenossen, die sie allerdings in Schaffhausen zunächst hatten. Entschieden und freiheitsliebend war die Gemeinde also schon dazumal.

Die Reformation.

Das sechszehnte Jahrhundert hat die Gestalt der Dinge Europa's und also auch der Schweiz völlig umgeändert. Es hat die Periode der Neuerungen, Erfindungen und Reformen eröffnet. Es hat den heute noch nicht zu Ende geführten Kampf zwischen Denen begonnen, welche überall den Fortschritt und ein Vollendungsstreben in allen Sphären der menschlichen Thätigkeit wollen, und Denen, die hinter diesen Worten — ich habe hauptsächlich Hurter in Wien und Stahl von Berlin im Auge — nur Täuschung, Schwächung und Verfall des moralischen und religiösen Sinnes erblicken. Dieses gigantische Jahrhundert eröffnet auch unserem kaum bemerkbaren Ländchen neue Bestimmungskreise. An den Vorhügeln des Schwarzwaldes, auf deutschem Boden über dem Rhein gelegen, war dieser Gebietscomplex ziemlich gut geeignet, den ersten Stoß zu bekommen und den Parteien zum Kampfplatz zu dienen. Die christliche Religion, die wir im Anfang dieser Blätter sich wie ein befruchtender Thau dem Rheine entlang haben verbreiten sehen, und welche Glauben und Bildung in die entlegensten und rauhsten Winkel gebracht hatte — diese beglückende Religion war unter dem Drucke ihrer eigenen Größe dahingesunken. Die Völker fingen an, sie für die Laster ihrer Vertreter und Diener verantwortlich zu machen. Die Macht der christlichen Kirche war ein Werkzeug Roms geworden; jetzt nun suchten die Massen sich von ihm loszulösen, denn Roms Scepter hatte seinen ganzen Nymbus eingebüßt, und die langwierigen Spaltungen und Zwistigkeiten im Inneren der Kirche selbst hatten dem Volke dessen schwache Seiten hinreichend zu erkennen gegeben. Auf einer anderen Seite waren die Häupter des Volks unfähig, das Uebel zu begreifen und es zu heilen. Die Magistrate waren fast alle dem Laster der Zeit verfallen und ihnen lag also am meisten daran, die Ecken und Mißbräuche nicht abzustoßen. Außerdem waren die Civilregierungen durch die Erfolge der Kirchenversammlungen von Constanz und Basel nicht sonderlich ermuthigt, zu

dieser kirchlichen Wiedergeburt beizutragen; diese Concilien schienen zur Genüge selbst bewiesen zu haben, daß die Kirche außer Stande war, sich zu reformiren. Einzelne Versuche wollten zwar früher schon ausrichten, was weder Staat noch Kirche ausführen zu können schienen, allein der Mißbrauch hatte nur um so mehr zugenommen und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einen heute fast unglaublichen Umfang gewonnen. Zu der Zeit äußerte sich die Unzufriedenheit des Landvolks über seine geistliche und weltliche Oberkeit immer allgemeiner und hörbarer am Oberrhein, wo in einem Umkreis von wenigen Stunden die kaiserlichen Landgerichte am langen Stein bei Thiengen, zu Stubeneich und Madach, die freien Einungen im Hauenstein, die Nachbarschaft der Schweiz, und selbst die natürliche Beschaffenheit des Landes einen knechtischen Geist weniger hatten aufkommen lassen. Die Hauensteiner, ein Waldvolk von ererbtem Haß aller herrischen Gewaltübung, standen bereits seit dem vorigen Jahrhundert in Auflehnung wider die österreichischen und sanktblasianischen Amtleute. Die Unterthanen der Landschaft Stühlingen, ein verständiges Volk, fast wie jene, schienen nur der äußeren Veranlassung zu harren, um sich des Joches ihrer Tyrannei zu entledigen. Dieser Anlaß erschien zu eben der Zeit, als in der Schweiz und in ganz Deutschland durch die anbrechende Kirchenrevolution eine allgemeine Bewegung der Gemüther sich bemächtigte. Wie bereits angedeutet, war dies eine Zeit des Uebergangs. Alte Tugenden erstarben und neue kamen auf. Neben dem blinden Aberglauben, neben dem religiösen Fanatismus und frommer Heuchelei gab es aber doch noch viel ächte Gottesfurcht und wahres Vertrauen auf Gott, selbst hin und wieder sogar sehr geläuterte Begriffe vom höchsten Wesen, gleichwie neben roher Unwissenheit und Barbarei, neben heillos beschränkten Standesmeinungen oft gründliche Gelehrsamkeit und Geschmack, viel tüchtige, pariotische Gesinnung. Allein sein Recht sprach sich das Volk nicht mehr. Die Land-, Zehent-, Ding- und Hubgerichte wichen der Anmaßung s. g. römischer Doktoren, einem heute noch nicht verglommenem, offenbar subversivem Proteusgeschlecht, so daß der gemeine Mann den größten Haß gegen sie hegte. Die Klagen des Volkes verhallten so ungehört, oder wurden unterdrückt. Unmuth und Entrüstung drängten wiederum sein Gefühl, wenn es auf Burgen und in Klöstern seine mit Schweiß benetzten Abgaben üppig verschlemmen sah. Das Aergerniß besonders der geistlichen Orden hatte allen Begriff überstiegen; Betrügereien mit Wundergeschichten, Erschleichungen von Testamenten und Dotationen, Ausschweifungen im

Genusse der Tafel und Verirrungen, welche das Cölibat erzeugte, waren an der Tagesordnung. Sah man ja in Schaffhausen Adelige sowohl als Mönche die Nonnen besuchen! Der Adel kannte nach dem schon Angeführten dem Volke gegenüber endlich gar kein edles Interesse mehr. In allen Gauen, nicht nur allein in unserer nächsten Nähe, verbreitete er Fehde, Raub, Mord und Brand; nirgends Freiheit, nur Faust und Gewalt. Die fränkische Ritterschaft verlangte sogar alles Ernstes die Wiederherstellung des Faustrechtes. Solch' stolze, hartherzige Verblendung mußte sich rächen. Als die so billigen, oft auf eine wahrhaft rührende Art der gestellten Forderungen des Volkes unbeachtet blieben, schlug der Haß um so tiefer in die Herzen, und in Bälde erhob sich die unterdrückte Gluth zu einer Flamme, welche dem Adel, der am wenigsten in dem unteren Theil unseres Gaues geordnete Zustände aufkommen ließ, und dem Klerus auf einmal den schrecklichsten Untergang drohte.

Mit solchen Ansätzen einer politischen Umwälzung, aber ursprünglich unabhängig von ihr, begann die kirchliche. Der Ablaßkram in der Schweiz, die Gerüchte von Martin Luther und Ulrich Zwingli, der mit dem größten Schmerz den unseligen Zustand der christlichen Kirche und die Uebel, die insbesondere sein Vaterland bedrückten, klar einsah, fingen an, die Gemüther in Spannung zu versetzen.

In Schaffhausen war es zuerst der Stadtarzt Adelphi, der den Anfang für die religiöse, oder, wie man sich damals ausdrückte, evangelische Freiheit machte. Seine wissenschaftliche und gesellschaftliche Durchbildung gab ihm die Mittel an die Hand, diese Aufgabe zu unternehmen und sie mit Einsicht und Willenskraft fortzusetzen. Er hatte das Buch des Erasmus, eines vorzüglichen Philologen zu Basel, das wahre christliche Leben behandelnd, aus dem Lateinischen in's Deutsche übersetzt und kannte überhaupt die großen Schriftsteller des klassischen und heidnischen Alterthums. Besonders eiferte dieser Mann aber gegen die zahlreichen Gebrechen der damaligen Priester, denen er das Lesen der Schrift ganz besonders anempfahl. Solchem Bestreben begegnete auch alsbald Sebastian Wagner, Hofmeister genannt, der nach längerer Abwesenheit von seiner Vaterstadt des Jahres 1522 wieder nach derselben zurückgekehrt war. Ursprünglich ein Baarfüßermönch, hing er der Lehre Luthers an und predigte dieselbe so trefflich und mit allgemeinem Beifall, daß er vom Bischof von Constanz, der sonst mit Zwingli in Abschaffung des Ablasses eine Zeit lang einig ging und dessen Domvicar, Johann Faber, in zwinglianischem Sinne sogar predigte, ernstlich verwarnt wurde. Der

Rath hatte deßhalb eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, die aber gänzlich erfolglos blieb. Aufgeklärt, gelehrt, belesen, gebildet durch Wissenschaft, fuhr Hofmeister fort, die Bahn durch die kirchliche Reform zu brechen. Seine Wohlredenheit, die neue Weise das Evangelium auszulegen, erwarb ihm selbst das Zutrauen des Abtes Michael von Allerheiligen, der ihn in Verbindung mit Adelphi kräftig unterstützte. Die Gemeinde scheint auch schnell in seine Wünsche eingestimmt zu haben; nicht so der Rath, der die werdenden Dinge mehr abgeklärt sehen wollte. Indessen beschickte er doch das nach Zürich ausgeschriebene Colloquium in der Person des Dr. Hofmeister (1523, Ende Januar). Im großen Saale des Rathhauses von Zürich geschah nämlich das erste öffentliche und officielle Hervortreten der Reform durch die Thesen, welche Zwingli gegen die Hauptlehren des Katholicismus herausgab, hauptsächlich gegen die Macht des Pabstes, die Anrufung der Heiligen, die Wallfahrten, das Cölibat, gegen den Ablaß und den Charakter des Priesterthums, das er als ein einfaches Amt im Dienste des Wortes Gottes betrachtete. Hier sprach Hofmeister zwischen allen Magistraten und Priestern des Cantons Zürich, im Ganzen mehr als sechshundert Personen, nicht nur sehr eindringlich und lebhaft für die neue Lehre, sondern erwähnte auch die Fortschritte in derselben, welche er in Schaffhausen gemacht habe. Damit hängt jedenfalls zusammen, daß einige Monate nach dieser Unterredung, die in Zürich den Triumph der zwinglianischen Lehre zur Folge hatte, eine besondere Gesandtschaft aus dieser Stadt erschien, welche dem großen Rath von Schaffhausen drei und siebenzig Glaubensartikel zur Annahme vorlegte. Ohne daß diese aber angenommen worden wären, war die Reform inzwischen doch schon so weit gediehen, daß man am Ostertag dieses Jahres zum letztenmal das „Christ ist erstanden" sang, zum letztenmal die Fladen segnete. Dies veranlaßte die Anhänger der katholischen Kirche natürlich zu Demonstrationen. Man versuchte den greisen Vorkämpfer Hofmeister zu schlagen und berief deswegen Erasmus Ritter von Rottweil, der die reformirte Lehre im Keim so zu sagen ersticken sollte. Das Auftreten dieses sonst gelehrten Mannes war aber von keiner Bedeutung; es wurde im Gegentheil, nachdem man in Erfahrung gebracht hatte, daß in Zürich die Kreuze, die Altäre, die Standbilder der Heiligen, die Gemälde, die Orgeln und andere Kunstwerke zerbrochen und bereits entfernt worden, die Stimme nach Abschaffung derselben Gegenstände, sowie der Messe, immer lauter und eindringlicher. Hofmeister hielt zwar noch die Messe, aber nach eigenem Kanon und in deutscher

Sprache. Während nun Ritter und Hofmeister sich gegenseitig bekämpften, wurde ein zweites Religionsgespräch (colloquium) drei Monate später nach Zürich ausgeschrieben, das aber nur von Schaffhausen und Sankt Gallen beschickt wurde. Von ersterem Ort fanden sich wieder Hofmeister und der Stadtpfarrer M. Steinlin ein. Der Abt Michael von Allerheiligen, der sich als der Reform merkwürdigerweise auch zugethan erklärte, schickte obendrein noch seinen Custos, Conrad von Irmensee. Hofmeister leitete als Alterspräsident die Geschäfte der Versammlung. Inzwischen war sein heftigster Gegner an sich irre geworden: Ritter trat zur neuen Lehre über. Jetzt hatte das reformirte Princip gesiegt und nun begann das Jahr darauf zuerst der Austritt der Nonnen aus dem St. Agnesenkloster, sowie die Zerstörung der Heiligenbilder, wogegen der Rath freilich immer noch eine zweifelnde Miene machte. Er empfahl, was gewiß in der Ordnung war, hiebei vor Allem Mäßigung, zeigte aber im Ganzen doch sehr wenig Energie, bis der reformirtgesinnte Abt von Allerheiligen mit der Stadt einen für sie vortheilhaften Vertrag (Säcularisation) abschloß, wonach das Kloster dem Rath (Regierung) unterworfen und in eine Probstei verwandelt wurde, welche nebst dem Probst (Abt) noch zwölf Capitularen zählen sollte. Die Regierung erklärte, daß das Kloster ein geistliches Kirchengut sei, welches Gott dem Allmächtigen zu Ehren, zur Beförderung des wahren Gottesdienstes und den Armen zu gut gestiftet und vergabt worden: darüber unser Herrgott unsere Herren und Oberen zu ordentlichen Schirmherren gesetzt, denen die Verwaltung solcher Güter billig hoch angelegen sein solle. Diese Veränderung hatte in der That so viel Beifall gefunden, daß, als der Landvogt der Grafschaft Nellenburg und die Grafen von Thengen-Nellenburg, beide Nachfolger des Stiftes von Allerheiligen, gegen diese Neuerung protestirten, der kleine Rath endlich diese Intercession nicht nur zurückwies, sondern auch vernehmlich zu verstehen gab, daß er ganz den Standpunkt des benachbarten Zürichs einnehme, ja derselbe ging fürder so weit, daß Schaffhausen, nachdem seine Nachbarstadt Zürich von den zwölf Orten ermahnt wurde, von der Glaubensänderung abzustehen, nicht mit stimmte, indem es sich für gleichgesinnt erklärte. Der Rath fürchtete nämlich für sich deßhalb keine Gefahr, weil Bern und heimlich auch Glarus die Meinung Zürichs theilten. Allein Bern gab nach und die zwölf Boten gingen nach Zürich, um dort nähere Erklärungen zu fordern. Bei diesem Anlaß trennte sich der Bote von Schaffhausen, Bürgermeister Hans von Ziegler, von den übrigen, hiemit andeutend,

daß seine Stadt Zürichs Ansicht sei. Darob soll eine solche Erbitterung eingetreten sein, daß man in gleichen Angelegenheiten zu Zug ohne Schaffhausen tagte. Die Leidenschaft kühlte sich aber schnell wieder ab und an ihrer Stelle behielt vernünftige Besonnenheit die Oberhand. Das Resultat des Tages zu Zug war der einmüthige Beschluß, die beiden Stände Zürich und Schaffhausen nochmals dringend aufzufordern, von der neuen Lehre abzustehen. Ende Juli langte denn auch eine Botschaft der zehen Orte in Schaffhausen an, die ihre Aufträge zuerst unter den Beileidsbezeugungen über den erlittenen Schaden eines heftigen Ungewitters, das die Stadt und den Klettgau verwüstete, verbarg, im Grunde aber nichts Anderes bezweckte, als den Rath abzumahnen und abzuschrecken. Dieselbe Tendenz hatte sie in Zürich vorher kund gethan. Der Berner Sebastian von Stein führte das Wort. Er bekannte, daß die Gewalt des Pabstes, der Ablaß und Bann eingeschlichene Mißbräuche seien, zu deren Abstellung die Eidgenossen Hand bieten wollten; allein der lutherische Handel, die Schmähung und Entweihung der heiligen Maria wären Uebelstände, denen man selbst mit Gewalt entgegentreten müsse, die neue Sekte dürfe nicht aufkommen. Der Rath versicherte hingegen, daß er von der Schmähung der hochwürdigen Maria nichts wisse, und verdankte die Theilnahme an dem erlittenen Schaden. Zur Abschaffung von Mißbräuchen versprach er jedoch, eine treffliche Botschaft zu senden, wenn die Eidgenossen deßhalb einen Tag ansetzen wollten.

Eben in diese Zeit (1523) fällt die Empörung der Bauern aus der Grafschaft Lupfen bei einem scheinbar sehr geringfügigen Umstand. Gräfin Sigismund, aus dem Hause Montfort stammend, ein stolzes und herrschsüchtiges Weib, wollte auf ihrem einsamen Söller der festen Burg ihrer Langweile mit weiblicher Handarbeit wehren. Sie gedachte Faden in Knäuel zu winden; es gebrach ihr aber an Wickelkernen. Da sandte sie Boten hinab an die Arbeiter auf den Wiesen — es war Heuernte — mit dem Befehle: sie sollen ihr Schneckenhäuschen zu Wickelkernen sammeln und liefern, widrigenfalls ihnen schwere Strafe drohe. Solch' weiblicher Uebermuth in Befehl und Drohung bei der unverschieblichen Arbeit entrüstete den Bauer und empörte rings die Landschaft.[1]) An die

1) Hier hat die Sage nach ihrer gewöhnlichen Weise Etwas, was öfters und verschiedentlich geschah, in ein einziges Bild zusammengestellt. Denn nicht nur einmal kam es vor, daß die lupfischen Unterthanen jene Tyrannei erfuhren — öfters das Jahr hindurch mußten sie an Feiertagen der übermüthigen Frau Schneckenhäuschen suchen, Garn winden, Erdbeeren, Kirschen und Schlehen

Spitze der Aufständischen stellte sich als Haupt und Führer Hans Müller von Bulgenbach aus dem Kirchspiel Berau, ein Waldbauer, aufbrausend, frech, beredt und verwegen. Dieser kündigte in seinem und aller Mißvergnügten Namen dem Grafen von Lupfen und dem Kloster Rheinau den Gehorsam auf. Dem Kaiser einzig und dem Gesetze des Evangeliums wollten sie Treue und Gehorsam leisten.

Was aber immer die glühende Rachgier gedämpft haben mag — diese Erhebung verwandelte sich in einen Rechtsstreit, den das Reichsgericht zu Eßlingen im Namen des abwesenden Kaisers Maximilian zwischen dem Grafen, Landvoigt in den Vorlanden, nnd seinen aufgereizten Unterthanen gütlich beizulegen suchte. Weil aber zu derselben Zeit in verschiedenen Theilen Deutschlands ganz ähnliche Auftritte theils versucht, theils stattfanden, so kann man solche nicht anders, denn als Vorspiele zu einem weiter berechnenden Plan betrachten; denn die Saat, welche vorlängst durch geheime Lehren ausgestreut und jetzt durch den umherirrenden Münzer, der sich unter anderen Orten auch in Hallau aufhielt, schoß zusehends zur Pflanze empor.

Während des Rechtens zu Eßlingen mehrte Hans von Bulgenbach seine Anhänger und Bundesgenossen, zog den benachbarten Klettgau an sich, rottete die Mißvergnügten zusammen, stellte die Schaaren in Schlachtordnung, band sogar mit Zürich an, von woher ihm Beistand unter der Bedingung verheißen ward, daß Zwingli's Reform angenommen würde. Auf den vier und zwanzigsten August zog er mit sämmtlicher Mannschaft nach Waldshut zur Kirchweihe. Hier verbrüderte man sich wechselseitig, schwur sich Treue, Rath, Schutz und Beistand, sandte Einladungsschreiben an benachbarte und entferntere Landschaften, und gelobte sich einmüthig, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis alle Schlösser geplündert, alle Klöster geleert und verödet sein würden.

Als das Gerücht über diese Umtriebe erscholl, ließ Erzherzog Ferdinand in Würtiemberg Truppen werben, und der schwäbische Bund

---

gewinnen. So auch mußten sie die Frohndienste der Herrschaft bei schönem Wetter leisten; ihre eigene Feldarbeit überließ man ihnen beim schlechten. Die Begginger und Scheitheimer, soweit diese dem Grafen pflichtig waren, mußten z. B. ein Jeder des Jahres einen Tag brachen, habern und ein Fastnachtshuhn als Abgabe entrichten. Das war aber noch lange nicht das Schlimmste. Das Jagdwesen wurde so schonungslos betrieben, daß das Heer der Jagdhunde, Menschen und Thieren gefährlich, frei herumlief und überall die Saaten und Feldfrüchte zerstampfte und verdarb.

rüstete sich zu rächender Gegenwehr. Sobald aber die bäuerische Hitze durch das Reichsurtheil von Eßlingen gedämpft schien, ruhten die Ritter und Ferdinand sandte seine Leute über die Alpen nach Mailand. Inzwischen bereitete je stiller, desto wirksamer den Krieg für religiöse Interessen der bekannte Balthasar Hubmeier vor.

Er war von Friedberg in Baiern gebürtig und bekleidete in Ingolstadt die Kanzel sowohl in der Kirche, als auf der Universität mit ausgezeichnetem Ruhme. Später kam er nach Regensburg als Prediger, mußte aber, sobald er Luthers Lehre in seine Lehrvorträge einflocht, flüchtig umherziehen, bis es ihm gelang, seine Stelle als Lehrer in Schaffhausen mit derjenigen eines Stadtpfarrers in Waldshut durch Vermittelung des Klosters Königsfelden zu vertauschen.

Hier, kurz vor der Empörung der lupfischen Bauern, versuchte es Hubmeier, die bisherige Kirchenordnung aufzuheben und eine neue einzuführen. Gelehrt, belesen, durch Alter empfohlen, auf Reisen, Irrfahrten und durch mancherlei herbe Schicksale gewitzigt, ragte er weit über seine Altersgenossen hervor. Sein neuer Wohnort am Fuße des südöstlichen Waldes, zwischen Basel und Schaffhausen gelegen, gewährte ihm die Fülle längst gewünschter Verhältnisse. Seine Beredsamkeit, die gewandte Bearbeitung seines Stoffes, die gefällige Weise, dem Volke das Evangelium zu erklären, erwarb ihm, gleich Hofmeister in Schaffhausen, Bewunderung und volle Liebe. Alles hing an seinen Lippen.

Freund von Zwingli, Karlstadt, Oekolampad und Münzer, mit welchen er schriftlich verhandelte und verkehrte, sprach Hubmeier zu Waldshut zwar frei, unumwunden und muthig, doch nicht so fast Luthers, oder Zwingli's Lehren, als vielmehr seine besondere Meinung aus. So wollte er z. B. die heilige Taufe nur an erwachsenen Personen und nicht an Kindern vollziehen. Sein Geist hatte, aus allen damaligen Religionsansichten wählend (ekklektisch), eine eigene Idee hervorgesponnen, die eine neue besondere, unabhängige, gleiche christliche Gemeinde forderte, worin die Glieder durch die zu wiederholende Wassertaufe eingeweiht werden sollten.

Hatten Zürich und Schaffhausen schon das vorige Jahr in der Nachbarschaft in religiösen Dingen die Bahn gebrochen, so wollte Hubmeier nicht länger zurückbleiben. Auf sein Anstiften geschah es, daß zu Waldshut der Rath um Pfingsten (1524) eine allgemeine Bürgergemeinde zusammenberief, um über die Entwürfe ihres Pfarrers sich zu berathen. Im regsten Eifer eilten sämmtliche Stadtbewohner zusammen,

selbst die Weiber strömten herbei und halfen die Frage der Neuerung entscheiden. Man beschloß, Dr. Hubmeiers Lehre anzunehmen und zu befolgen, ihm aber, dem Pfarrer, mit Gut und Blut Beistand und Schutz zu gewähren.

Auf eine sehr loyale Weise machte der Landgraf vom Klettgau mahnende Gegenerinnerungen, aber umsonst; Waldshut bestand fest auf seinem gefaßten Entschlusse der Reform. Hubmeier indeß, seiner Sache geborgen, schritt immer muthiger voran. Er ermahnte den Rath zu Schaffhausen in drei aufeinander verfaßten Bittschriften, die Kirchenänderung durchzusetzen, und verfügte sich auf einige Zeit selbst dahin, umgeben von bewehrten Reisegesellen. Dies geschah zu Ende Augusts.

Kurz darauf sandte Zürich, bittlich darum angegangen, dreihundert Mann Besatzung nach Waldshut, auf daß jeder Versuch, die Reformation zu verhindern, in der Geburt erstickt würde. Es mußte jedoch dieses Hülfscorps bald wieder abziehen, denn die übrigen Cantone wollten ihre mit Oesterreich eingegangene Religionsverbindung, Sympathien, die gewöhnlich politischen Verhältnissen vorausgehen, heilig beobachtet wissen. Dessenungeachtet erneuerten noch vor dem Abzug der Züricher die Waldshuter den Bildersturm, wodurch Hubmeiers Wünsche vollzogen wurden, der nun unverweilt die deutsche Messe einführte, diese aber später wieder fallen ließ.

Damals waren die Landstände zu Rheinfelden versammelt, um all' diese Angelegenheiten näher zu prüfen und zu berathen. Von dem Markgrafen von Baden unterstützt, ermahnten sie einmüthig und treuherzig die Vorsteher zu Waldshut, von ihrer Glaubensänderung abzustehen. Nicht so die Stände Zürich, Schaffhausen und Basel, welche ebenfalls die Versammlung beschickt hatten. Trotz der gemachten Vorstellungen beharrte Waldshut bei seinem Abfalle. Unter so verhängnißvollen Bewegungen sank das Jahr fünfzehnhundert vier und zwanzig in den Strom der Zeiten hinab.

Die Winterruhe des Uebergangs in das folgende förderte die Entwürfe zur Empörung und zum Krieg. Mit dem Beginn des Frühjahrs war der Empörungsgeist in und um Waldshut auf das Höchste gestiegen; nach allen Seiten wälzten sich schon die Kriegswellen. Bis nun aber die Stunde schlug, wo Hubmeier das Zeichen zum Aufbruch geben würde — er selbst leistete Wachdienste an den Thoren — nährte man stets die schon rege Flamme, denn in Waldshut ließ Jener vor der Charwoche alle Altäre bis auf einen abreißen und wegwerfen. Ostern sodann er-

theilte Hubmeier den Seinigen die Weihe der Kraft und vollendete sein Werk. Am Vorabend dieser hohen Christenfeier schon hatte er seine Jünger um sich versammelt, hielt eine begeisternde Anrede und vollzog, indem er Wasser vom Brunnen herbeitragen ließ, an mehr denn dreihundert erwachsenen Personen beiden Geschlechtes die feierliche Wiedertaufe. Alsdann am Ostermontag versammelte er abermals diese nun entsündigten Kinder, und reichte ihnen Brod als Symbol der Communion mit dem göttlichen Geiste.

Von nun an griff man rasch und kühn zur Waffe. Schon einige Tage nach diesem Vorgang sandten die Bewohner von Waldshut vertraute Boten nach dem Klettgau, und unverzüglich folgte bewaffnete Mannschaft mit Fahnen und Büchsen (Kanonen). In Eilzügen kamen sie nach dem Hegau, wo sie in Verbindung mit den lupfischen Bauern die festen Burgen zunächst erbrechen wollten. Denn da denselben Augenblick im gleichen Aufruhr an der Kocher, Donau und Iller ganz Schwaben in hellem Aufstand war, schien man vor Angriffen der schwäbischen Bundestruppen gesichert zu sein, und suchte also jenseits des Randen eine wohlberechnete Grenze zu finden. Die Sache ging gut. Dadurch angefacht, zog im Mai abermals eine Abtheilung von Waldshut mit einer Kanone hinauf in den Hegau. Die nächste Absicht der Aufständischen war auf Radolfzell am See gerichtet, dessen Besitz ihren Rücken gegen Schwaben decken würde. Aber mit Blitzesschnelle erschien aus dem Innern von Schwaben an der Spitze wohlgeübter Krieger der Truchsesse Georg von Waldburg, das Haupt des Adelsbundes. Dieser warf sich mit solchem Stoß auf den Feind, daß ein Theil im See ertrank, ein Theil unter dem Schwerte fiel, und der übrige Haufe fliehen mußte. Graf Wilhelm von Fürstenberg, Commandant der bündischen Reiterei, verfolgte die Bauern durch den Hegau herab bis über Stühlingen hinaus, mußte aber, nachdem er die lupfischen Schlösser gerettet und den Grafen Sigmund der Gefahr entrissen, seinem Heerfürsten, der an der Donau gegen die Bauern einen Vernichtungskrieg bereitete, zu Hülfe eilen. Mit Strömen seines Blutes düngte dort wie hier der durch Unbilden und Leiden losgebundene Landmann den Boden.

Noch aber vermochte diese Niederlage nicht den Muth unserer Gegenden zu erschüttern oder zu brechen.[1]) Hubmeier erhielt, wo er konnte,

1) Die Plünderung von Sankt Blasien ist ein sprechender Beweis davon. Ein Schwarm von sechshundert Mann drang, nachdem sich Fürstenberg kaum gewendet hatte, rasend in das Stift und führte über neunhundert Stück Vieh

das angefachte Feuer. So leistete Waldshut fortwährend Widerstand, bis es von Philipp von Tegerau belagert und berannt wurde; und da Erzherzog Ferdinand aus Tyrol herab ziemlich starke Truppenmassen gesandt hatte, so erlosch jede weitere Regsamkeit gleich der letzten Energie eines Sterbenden. Auch Luther hatte wider die Rebellen seine Kraftstimme erhoben und Abmahnungsbriefe an die Anführer gesandt. Dieser setzte das Evangelium über Alles, kümmerte sich wenig um politische Formen, wies alle menschlichen Mittel zurück und erwartete den Sieg seiner Sache allein aus der Kraft der Wahrheit. Sein Streben ging nach einer durch den Glauben in der Seele des Gläubigen bewirkten Wiedergeburt. Dem Geiste, sagt der sächsische Reformator, kann die Versöhnung nicht äußerlich gegeben werden, er muß sie selbst erzeugen. Daher sein religiöses Princip nicht anders lauten kann, als: der Glaube, nicht die Werke, macht selig, d. h. die Macht der Versöhnung liegt in dir selbst. In dem denkenden Geiste gestaltet sich dieses Princip zunächst als der Protest gegen Alles, was die denkende Vernunft nicht gerechtfertigt hat. Die Vernunft will nichts anerkennen, außer was sie erkennt. Zwingli, sowohl Staatsmann als Theologe, betrachtete, im Gegensatz zu Luther, jedes gesetzliche Vertheidigungsmittel hingegen als erlaubt. Von einer ihrem inneren Wesen nach kampfesmuthigen Natur, wich er selbst nicht vor gewaltsamen Mitteln zurück, um seinen Ideen Eingang zu verschaffen. Wenn es von ihm abgehangen hätte, hat man schon gesagt, so hätte er der Reform in der ganzen Schweiz durch Waffengewalt den Sieg verschafft.

Nach der Einnahme von Waldshut blieben die österreichischen Truppen

---

weg; von zwei und zwanzig Glocken wurden nur die zwei größten unversehrt gelassen, weil man sich ihrer nicht bemeistern konnte; andere Habseligkeiten boten noch mehr Beute. In Saus und Braus ging es so volle sechs Tage zu. Die Leute taumelten voll des guten Klosterweins; auch überfielen sie die alte Bibliothek, zerfetzten, in der Meinung, hier die gehässigen Zinsregister zu finden, die werthvollsten Handschriften mit den Zähnen zu kleinen Flocken, die da knietief den Saalboden überdeckten, zerhämmerten alle Oefen, zersplitterten alle Fenster, alles hölzerne Getäfel, alle Böden, und schmolzen selbst das Fensterblei zu Kugeln um. In der Kirche tanzte der Schwarm in Reihen um die Altäre, warf die Bildnisse sämmtlich zu Boden, zerhaute einen Theil in Trümmer und öffnete sogar die Gräber, ob nicht an den Gebeinen stehlbare Kostbarkeiten hingen. Noch mehr. Einer schlug sogar das Sacrarium ein, erfaßte das Ciborium, verschlang einen Theil des Heiligthums mit dem ruchlosen Ausdruck: „Nun will ich mal g'nug Herrgott fressen!" schüttete den Rest auf den Boden und zermalmte ihn mit den Schuhen. So raste der losgebundene Bauer.

begreiflicherweise Herren des ganzen Ortes und Hubmeier konnte nichts Eiligeres beginnen, als die Flucht zu ergreifen. Er entkam auf einem Nachen glücklich während der Nacht über den Rhein nach Zürich und später nach Schaffhausen, woselbst ihn die Regierung, ungeachtet der Auslieferungsgesuche von Seite der katholischen Orte, beharrlich beschützte, da der religiöse Flüchtling sich erbot, für alle seine früheren Handlungen Rede und Antwort zu stehen.

So endigte im unteren Klettgau zum Nachtheil dieser Gegend das Unternehmen der wiedertäuferischen Reformation und Revolution. Der katholische Ritus kam alsbald wieder zur Geltung, und steht dorten jetzt so fest, wie die Alpen in dem Wunderlande Schweiz.

Es fehlte Weniges und in Schaffhausen hätte der Geist der Unruhe während dieser Bewegungen im Klettgau beinahe zum Bürgerkrieg, dem schlimmsten aller Kämpfe, geführt. Die Regierung hatte noch immer gezögert, den Rebleuten (Zunft), welche die Bilder der Kirchen entfernt wissen wollten, zu genügen. Ob dieser Zögerung rüsteten sich diese endlich zum Schlage, und es wäre sicher zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht angesehene Eidgenossen von Basel glücklich vermittelt hätten. Die aufständische Partei wurde aber gleichwohl den Strafgerichten überwiesen.

Dr. Hofmeister sah es ungern, daß sein Werk der Kirchenverbesserung durch den Lärm und die Gefahren einer weltlichen Umwälzung sollte gestört oder gar gehemmt werden, daher er denn mit seinem ganzen Ansehen gegen die empörten Haufen abmahnend, erklärend, bittend, aber auch strafend auftrat. Er gehöre nicht, gestand er offen, zu denjenigen Verbesserern, welche Alles neu machen wollten, sondern sein Bestreben gehe dahin, das Alte vom Rost der Mißbräuche zu reinigen. Da erkannte die Regierung, daß sie die Annahme der neuen Lehre unbesorgt ihrem Reformator aussprechen dürfe. Hofmeister ward daher beauftragt, weil nicht sonderlich viel gelehrte Kräfte sich vorfanden, um über den Gang der religiösen Wirren und Aenderungen hier die nöthige Belehrung und Kunde zu erlangen, wodurch den störenden Unruhen für immer ein Ende gemacht werden sollte, nach Basel vor die hohe Schule zu treten. Allein die Aufnahme Hofmeisters war eine ganz schlechte und es scheint, daß die Theologen dorten, wie ein Wolfgang Capito, Domprediger Caspar Hedio und Oekolampadius gerade keine hohe Achtung für den schaffhausischen Reformator empfanden. Die also verfehlte Mission, wenn anders hiervon die Rede sein darf, hatte aber noch weit Schlimmeres in ihrem Gefolge. Indem der Rath sich der Person Hofmeisters,

ich weiß nicht aus welchen Gründen, gänzlich entschlug, irrte der Greis hundertfältig enttäuscht, verhöhnt, angeschwärzt und verdammt umher, beinahe dem gleichen Geschick preisgegeben, wie der Schwärmer Hubmeier. In Veringen sich aufhaltend, hoffte Hofmeister, daß der Rath seinen Bitten, ihn wieder seine Heimath, die Stadt, betreten zu lassen, vielleicht doch noch ein gütiges Ohr leihen werde. Allein der Mann täuschte sich gewaltig. Nach Schaffhausen kam Hofmeister nicht mehr, wohl aber nach Zürich, das sich seiner im Kampfe gegen die Wiedertäufer, der von Hubmeier ausgegangenen Sekte, trefflich bediente. Später starb er als Prediger zu Zofingen.

Ohne mein Erwähnen ist es von selbst klar, daß die plötzliche Entfernung Hofmeisters, die einer förmlichen Verbannung ähnlich sieht, sowie der unruhige Same, welchen Hubmeier im Lande ausgestreut hatte, nicht regungslos auf die Gemüther einwirken konnte: Wirkung erzeugt Gegenwirkung, Druck Gegendruck. So befand sich Schaffhausen nicht nur in beständiger Regsamkeit, sondern auch auf dem Lande verbreitete sich überall hin eine religiös-politische Häresie, gegen welche der kleine und große Rath von Schaffhausen einen Zernichtungskampf führte, den er oft auf die grausamste Weise bis in's achtzehnte Jahrhundert fortsetzte. Den Anfang dazu bildete das Jahr fünfzehnhundert sieben und zwanzig. Auf dem Felde zwischen Neukirch und Gächlingen predigte ein Wiedertäufer, genannt Langhans von Bern, aus einem Geschlechte stammend, das heute noch durch seine Schroffheit in religiösen Dingen excellirt, in einer daselbst aufgeschlagenen Hütte mit solchem Eifer für die Wiedertaufe, daß Jeder, der von den beiden Orten zugegen war, um drei Pfund bestraft, der Predicant selbst aber auf zwei Meilen Weges verwiesen wurde, was diesen aber nicht hinderte, von Neuem lehrend wieder zu erscheinen. Dagegen legten dann die Klettgauer Fürbitte ein, welch' Mittel der Rath in seinem souveränen Bewußtsein selbst angedeutet und — was noch mehr war, gestattet hatte.

Die oberen Klettgauer zeigten sich damals überhaupt in einem eigenthümlichen Lichte. Während ihre Nachbarn, die unteren Bewohner, größtentheils mit rein materiellen Beschwerden auftraten, verlangten sie und mit ihnen die niedere Schichte der Bevölkerung von Schaffhausen lange nichts Anderes, als „das freie Wort Gottes." Daraus erklärt sich der massenhafte Anschluß an Hubmeiers Lehre. Wenn daher irgend ein Wahrzeichen die Regierung auffordern mußte, energische Maßregeln entweder für oder gegen die Neuerung zu ergreifen, so wäre es eben dieser beregte

Umstand gewesen. Allein sie zögerte und mißbrauchte die Geduld des Volkes, verweigerte selbst dem benachbarten Zürich seine Hülfe, als dasselbe von den fünf katholischen Orten bei Kappel angegriffen wurde und Zwingli für seine Kirche den Todesstoß empfing.[1]) Kein Wunder, wenn Mißtrauen und Haß gegen die herrschende Oberkeit in die Gemüther um so tiefer drangen und diese sich selbst eine Art Glaubensnorm im Sinne der Vorkämpfer einhielten, an die man sich vertrauensvoll, aber doch nicht einsichtig genug hinwandte.

So verharrte die Regierung unschlüssig noch einige Zeit. Da kamen auf Michaelitag 1529 Boten von Zürich, Bern, Basel, Sankt Gallen und Mülhausen, welche die Stadt aufforderten, mit ihnen in Abschaffung der katholischen Religion Hand in Hand zu gehen. Auch Oekolampad, in Basel allmächtig, ließ es nicht ermangeln, den Theologen Ritter, Prediger des Münsters, mit Rath an die Hand zu gehen. Nach Ankunft dieser Gesandten versammelte man den großen und kleinen Rath, der sich dann mit den herbeigekommenen Boten vereinigte, um endlich endgültig die so brennende Religionsfrage zu discutiren. Das Resultat war die Einführung der Reform.

Hierauf trat Schaffhausen mit den drei erstgenannten Städten in ein evangelisches Bündniß, um gegen äußere Anfeindung sicher zu stehen. Messe und Bilder wurden unter obrigkeitlicher Aufsicht abgeschafft, die Priester hieß man sich aus dem Münster entfernen. Der Abt von Allerheiligen, Michael von Eggenstorf aus Constanz, verheirathete sich alsbald mit einer ehemaligen Nonne, Anna Keller, von Schleitheim. Die übrigen müßigen Geistlichen ließ man indeß doch noch hin und wieder lateinische Vesper singen. So war denn dem heißen Wunsche der Menge ein volles Genüge geschehen und die verlorne Beziehung des Menschen mit Gott, die nicht im Denken, sondern im Leben, nicht in der Philosophie, sondern in der Religion, nicht im Begriff, sonst die hellste Fackel, die das Dunkel des menschlichen Daseins etwas erleuchtet, — sondern im Gefühl, nicht in irgend einer Art des Theismus, sondern allein in dem Zustand des Glaubens besteht, glücklich wiedergefunden.

1) Diesen versetzte ihm bekanntlich Hauptmann Vokinger aus Unterwalden. Die große Masse der Soldaten verlangte, man solle seinen Körper als den eines Ketzers verurtheilen, ungeachtet des Landammanns Torf und des Schultheißen Gelder, welche ausriefen: „Ruhe den Todten!“ Der Henker von Luzern viertheilte den Leichnam und seine Asche wurde mit der von Schweinen vermischt, die man mit ihm zugleich verbrannt hatte (s. Pater Gall Morell aus Einsiedeln in fr. Gesch. d. Schweiz, Bd. II. S. 85).

Die Zusammenstellung dieser Zeiten zeigt uns, daß es sehr einseitig ist, von der positiven Glaubensfülle des Mittelalters mit romantischer Wehmuth zu reden; ebenso einseitig, die Rohheit des Mittelalters mit modernem Dünkel zu verachten. Die Gräuel des Bauernkrieges, der in unserer nächsten Nähe seinen Ursprung fand, sind z. B. von den Chronisten weitläufig verzeichnet worden; wer aber hat die Noth, die Unbilden und Leiden alle verzeichnet, womit seit Jahrhunderten das Dasein des gemeinen Mannes erfüllt war? Nur selten wagte es Einer zu bemerken, die Herren hätten es zu arg getrieben. Aber die Urkunden reden jetzt und die Akten; unter ihrem Staube blicken die Thränen hervor und der Schweiß und das Blut, welche Habsucht, Uebermuth und Unmenschlichkeit dem armen Volke, dem Lastenträger der Gesellschaft, fort und fort erbarmungslos ausgepreßt. Das Mittelalter hatte in der That die schwierigste Aufgabe zu lösen, die je einem Zeitalter gestellt worden ist. Seine ganze Arbeit ist ein ungeheures Ringen des Geistes mit sich selbst, die fortwährende Gährung feindlicher Elemente, die sich suchen, indem sie sich bekämpfen. Der Mönch ringt mit der Natur, der Glaube mit der Vernunft, die Orthodoxie mit der Häresie, die Kirche mit dem Staate, der Pabst mit dem Kaiser. Ueberall, und im Klettgau sehr krampfhaft, dringen die positiven Mächte der Welt, die Wirklichkeiten in den Geist ein, und dieser, indem er sich eben verweltlicht, nimmt diese Mächte in sich auf und verläßt mit jedem Schritt mehr die abstrakte Jenseitigkeit des Glaubens. Der Geist glaubt nicht mehr an die äußere Versöhnung, was ich früher eigentlich schon sagte, sondern nur an die innere. Mit dieser Selbstgewißheit erhebt er sich und erklärt seine Unabhängigkeit von aller äußeren Macht; er will künftig sein Dasein durch sich selbst entscheiden und eine Welt erzeugen, die seinem Wesen gemäß ist. Ein Jahr nach der Annahmserklärung der neuen Glaubenslehre erließ der große Rath achtzehn Artikel, die in der Stadt und auf dem Lande zu beachten und zu üben befohlen wurden. Dazu scheint derselbe aber fast wieder durch besondere Abgesandte von Zürich, Bern und Basel aufgefordert worden zu sein. Die Schaffhauser Chronik bemerkt, daß diese Deputation die Abschaffung auch des letzten Restes von Papismus verlangt habe.

So verdankt also der Klettgau nicht nur seinen Schweizernamen, sondern auch seine Kirche, d. h. die Zwinglianische Confession, dem früheren Strebsinn der Stadt Schaffhausen.

Druck von A. Edelmann in Leipzig.